

Mitteilungen
der Gesellschaft
für Buchforschung
in Österreich
2015-1

PRAESENS

Herausgeber und Verleger

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Der vorläufige Vereinssitz bzw. die Kontaktadresse ist:

A-1170 Wien, Kulmgasse 30/12

email: office@buchforschung.at

Homepage: www.buchforschung.at

Redaktion

Peter R. Frank und Murray G. Hall

(verantwortlich für den Inhalt)

unter Mitarbeit von Johannes Frimmel

Gedruckt mit

Förderung der MA 7 (Wissenschaftsförderung)

In Kommission bei Praesens Verlag, Wien

ISSN 1999-5660

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial. Seite 5

Murray G. Hall: Zur Geschichte des Buchhandels in den
Böhmischen Ländern im 19. und 20. Jahrhundert. Seite 7

Lenka Veselá: A Knight and Intellectual: Hieronymus Beck
of Leopoldsdorf and His Library. Seite 23

Friedrich Wilhelm Schembor: Die amtlichen Quellen und die
Publikationsgeschichte der Briefe über den itzigen Zustand von
Galizien von Franz Kratter (1758–1830). Seite 33

REZENSIONEN

Christine Haug, Vincent Kaufmann (Hrsg.): *Kodex Jahrbuch
der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft* 3 (2013).
Buchzerstörung und Buchvernichtung (Christina Köstner-Pemsel)
58 / Christine Haug, Vincent Kaufmann (Hrsg.): *Kodex Jahrbuch
der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft* 4 (2014).
Das Plagiat. (Christine Riccabona) 61 / Doris Fouquet-Plümacher:
Kleist auf dem Buchmarkt. Klassikerausgaben für das Bürgertum.
(Franz M. Eybl) 71 / Ulf Diederichs: *Eugen Diederichs und sein
Verlag. Bibliographie und Buchgeschichte 1896 bis 1931.*
(Irene Nawrocka) 74 / Anna Nyburg: *Emigrés. The Transformation
of Art Publishing in Britain.* (Evelyn Adunka) 77 /

NOTIZEN

Ein Bestseller ohne Folge – Krieg dem Kriege 79 / Enzyklopädie des
europäischen Ostens (WEEO) im Wieser-Verlag 79 / Austrian
Studies News Magazine Spring 2015 79 / Die „Bauchbinde“ als
Werbemittel 80 / Abgeschlossene Hochschulschriften 80

EDITORIAL

Liebe Mitglieder!

Es ist uns seit der Gründung der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich ein Anliegen, Beiträge über die Geschichte des Buchhandels in der Habsburger Monarchie zu veröffentlichen und auch nach Möglichkeit Fachleute dafür zu gewinnen, Forschungsberichte (in deutscher Sprache) über den Buchhandel in den ehemaligen Kronländern zu schreiben. Die Beiträge im vorliegenden Heft zielen in diese Richtung. Der erste Beitrag von Murray G. Hall skizziert die Entwicklung des organisierten Buchhandels in Böhmen und Mähren unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verlage und Buchhandlungen. Dies ist nicht zuletzt deshalb von Belang, weil die Forschung in der Tschechoslowakei in den letzten Jahren dazu neigt, den deutschsprachigen Buchhandel auszublen- den. Wie sich der dortige Buchhandel vor allem im 19. Jahrhundert rapide ent- wickelte und organisierte, soll der Beitrag aufzeigen.

Anschließend beschäftigt sich Lenka Veselá mit der Privatbibliothek von Hieronymus Beck aus Leopoldsdorf und dessen Sammelschwerpunkten (siehe auch Heft 2009-1). Im Laufe der Jahre hat Friedrich Wilhelm Schembor Grund- lagenforschung im Bereich der deutschsprachigen Zeitungen der Monarchie betrieben und über seine Ergebnisse in den *Mitteilungen* berichtet. In diesem Heft geht es um die Beschreibungen Galiziens im 18. Jahrhundert in den Briefen des Schriftstellers Franz Kratter (1758–1830). Darauf folgen wieder Besprechungen einer Reihe von einschlägigen Neuerscheinungen, u.a. zum Thema Buch- zerstörung, Plagiat, Kleist auf dem Buchmarkt, Diederichs Verlag und dem Beitrag österreichischer Exilanten zur britischen Buchkultur. Notizen und abge- schlossene Hochschulschriften runden das Heft ab.

Peter R. Frank/Murray G. Hall

Murray G. Hall:

Zur Geschichte des Buchhandels in den Böhmischen Ländern im 19. und 20. Jahrhundert.

Buchhandelsorganisationen in den böhmischen Ländern 1806 bis 1939

Obwohl die Ordnung für die Buchhändler in den kaiserl.königl. Erbländen vom 28. März 1772, die von Kaiserin Maria Theresia unterzeichnet wurde, zaghafte Ansätze zu einem organisierten Buchhandel vorsah, gab erst die Ordnung für Buchhändler und Antiquare, bzw. das kaiserliche Patent vom 18. März 1806 den Anstoß zu einer Art Standesvertretung, die zugleich eine Zwangsorganisation war. Der Zugang zum Buchhandel blieb stark eingeschränkt, aber in beiden Ordnungen war von „Vorstehern“ die Rede, die an größeren Orten, wo mehrere Buchhändler tätig waren, als Vertretung gewählt werden sollten. Im gleichen Jahr kam es zur Konstituierung des *Gremiums der Prager Buchhändler*, das, wie zu dieser Zeit üblich, eher ein Kontrollorgan mit Aufsichts- und Schutzfunktion als eine Vertretung für Buchhändleranliegen war. Der erste Gremialvorsteher war der Prager Buchhändler Kaspar Widtmann. Im Mai des folgenden Jahres wurde das *Gremium der bürgerlichen Buchhändler in Wien* neu konstituiert. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte strebten die österreichischen Buchhändler danach, eine Vereinigung aller im damaligen Kaiserstaat Österreich lebenden Standesgenossen herbeizuführen. Doch erst mit dem Erlass der Gewerbe-Ordnung im Jahr 1859, wodurch das Buchhändlerpatent aus dem Jahr 1806 größtenteils aufgehoben wurde, der Buchhandel u.a. zum konzessionierten Gewerbe erklärt und die Verleihung einer Konzession von bestimmten Voraussetzungen abhängig gemacht wurde, gab es eine rege Tätigkeit in Richtung organisierter Buchhandel. Bald danach, am 24. Oktober 1859, wurde in Wien der *Verein der österreichischen Buchhändler* offiziell gegründet. Im Verein war der gesamte mehrsprachige, multiethnische Buchhandel der Habsburger Monarchie vertreten. Unter den 80 Kollegen, die der Konstituierung beiwohnten, waren – egal, ob deutsch- oder tschechischsprachig – viele aus den Kronländern Böhmen, Mähren und Schlesien, darunter Friedrich Tempsky (Prag), Karl Prochaska (Teschen),

Heinrich Mercy (Prag), Hermann Kolck (Troppau), Franz Karafiat (Brünn), I.L. Kober (Prag), Ed. Hölzel (Olmütz), Carl Winiker (Brünn) usw. Bis 1918 war jedes vierte Mitglied des Vereins (Firma bzw. Person) aus Böhmen, Mähren oder Schlesien. Ab 1860 erschien das Fachorgan *Österreichische Buchhändler-Correspondenz*, das laufend eine Bibliographie von Neuerscheinungen u.a. in tschechischer Sprache veröffentlichte.

Die Gewerbeordnung aus dem Jahr 1859 führte auch zu Änderungen in der Standesvertretung in Prag. Die Folge waren neue Statuten und die Neugründung des *Gremiums der Buch-, Kunst- Musikalien-, Antiquarhandlungen sowie Leihbibliotheken-Besitzer* am 3. März 1861. Alle Besitzer der genannten Geschäftszweige in Prag und in den Vorstädten mussten auf Grund der Gewerbeordnung Mitglieder der Körperschaft werden. Neu konstituiert wurde im selben Jahr auch die *Korporation der Buch-, Kunst- und Musikalienhändler* in Wien. Aber das waren nicht die letzten beruflichen Zusammenschlüsse in diesem Jahrhundert. Im Mai 1872 wurde in Prag „*Konform*“, *Verein jüngerer deutscher Buchhändler* gegründet, über den kaum etwas bekannt ist. Am 2. November 1879 kam es zur Gründung eines Vereins, dessen Zweck es war, „neu entstehende tschechische Firmen zu unterstützen, die deutsche Buchhandlungen in Prag und in den gemischten Gebieten ersetzen“¹, nämlich *Spolek českých knihkupců a nakladatelův* (Verein der böhmischen/tschechischen Sortimenter und Verleger). Im Jahre 1911 hatte der Verein 274 aktive Mitglieder und im Verlag des Vereins erschien das Fachorgan *Knihkupecký Oznamovatel* (Der Buchhändler-Anzeiger). Die Zersplitterung der Standesvertretungen blieb eine Konstante im Buchhandel in den böhmischen Ländern. Als nächstes wurde am 20. August 1887 der *Verein der böhmischen Buchhändler auf dem Lande* (*Spolek českých knihkupců na venkově*) gegründet. Dessen Ziel war es, die Interessen jener Buchhändler auf dem Lande wahrzunehmen, die von den Prager Verlegern ignoriert bzw. nicht unterstützt wurden. Im Lauf der Zeit dürften die Differenzen ausgeräumt worden sein, und es kam zu einem Zusammenschluss mit dem *Verein der böhmischen/tschechischen Sortimenter und Verleger* gekommen.² 1891 erfolgte in Olmütz die Gründung des rein deut-

1 Zdeněk Šimeček: *Geschichte des Buchhandels in Tschechien und in der Slowakei*. Übers. von Armin Hetzer. Wiesbaden: Harrassowitz, 2002. (Geschichte des Buchhandels; 7), Seite 111.

2 Alena Köllner: *Buchwesen in Prag. Von Václav M. Kramerius bis Jan Otto*. Wien: Edition Praesens, 2000 (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich. Hrsg. von Peter R. Frank und Murray G. Hall, Bd. 1), S. 86.

schen Verbands *Verein der mährisch-schlesischen Buchhändler* unter dem Vorsitz des Brüner Buchhändlers Carl Winiker, und am 31. März 1903 wurde ein weiterer Verein für den tschechischen Buchhandel *Jednota českých knihkupců*. (Verein der böhmischen Buchhändler [Sortimenter]) gegründet. Am 29. September 1907 gab es wieder eine Neugründung, die deutsche Buchhändler auf einem Gebiet mit überwiegend deutscher Bevölkerung vertreten wollte, nämlich den *Verein deutscher Buchhändler Nord- und Nordwestböhmens* mit Sitz in Teplitz-Schönau. Im Laufe der Jahre wurde der Verband durch den Obmann Carl Scheithauer zum *Verein deutscher Buchhändler Böhmens* ausgebaut. Einige Monate nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, im Spätherbst 1914, hat sich „zur Pflege und Förderung des Wohles und der Interessen des Brüner Buchhandels“ in Brünn ein Verein unter dem Namen „Verein der Brüner Buchhändler“ konstituiert.³ Obmann war Richard Karafiat.

„In der Zeit bis zum Weltkrieg faßte der Buchhandel im deutschen Siedlungsgebiete Böhmens immer festeren Fuß und in der Erkenntnis, daß eine Wahrung der fachlichen Interessen nur durch ein eigenes Zwangsfachgremium zu erreichen sei, kam es im Jahre 1915 zur Gründung der Genossenschaft der Buch-, Kunst- und Musikalienhändler im Reichenberger Handelskammersprengel.“⁴ 1921 kam es zur Einbeziehung des Buchhandels des Handelskammersprengels Eger in die Genossenschaft. Man war in den folgenden Jahren bestrebt, in allen Handelskammerbezirken eigene Gremien für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel und Verlag zu errichten. Alle Personen, die den Buchhandel in einem solchen Sprengel ausübten, waren ohne Rücksicht auf die Nationalität verpflichtet, Mitglied zu sein. Mit Stand 1935 gab es in acht Handelskammersprengeln eigene Gremien: Böhmisches-Budweis (53 Mitglieder), Brünn (167 Mitglieder)⁵, Eger-Reichenberg (305 Mitglieder), Königgrätz (122 Mitglieder), Mittelböhmen (in Gründung), Olmütz-Troppau (163 Mitglieder), Pilsen (87 Mitglieder) sowie Prag (453 Mitglieder). Die Spitzenorganisation dieser Gremien war *Jednota gremií knihkupců a nakladatelů* (Vereinigung der Gremien der Buchhändler und Verleger) in Prag.

Das Ende der Monarchie zwang auch die deutschen Buch-, Kunst-, Musikalienhändler und Verleger der ehemaligen Reichsländer Böhmen, Mähren und

3 *Österr.-ungar. Buchhändler-Correspondenz*, Nr. 44, 4. November 1914, S. 551.

4 In: *Der Buchhändler*, 16. Jg., Nr. 23/24, 11.–21. August 1935, S. 95.

5 Das Gremium in Brünn wurde Ende 1930 gegründet und hatte zu Beginn 136 Mitglieder, davon 35 deutsche und 101 tschechische Mitglieder. (*Der Buchhändler*, Nr. ½, 1.–11. Jänner 1931, S. 4–5.)

Schlesien zum Austritt aus dem Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler in Wien, der ihre Interessen ja nicht mehr vertreten konnte. Es blieben in der Republik einige der bereits erwähnten deutschen Provinzverbände bestehen, doch waren diese teils Zwangsverbände im Sinne der Handelsgremien, teils freiwillige Vereinigungen mit beschränktem Wirkungskreis und überdies wurden sie vom Börsenverein in Leipzig nicht als Fachvereine anerkannt.

Das Ende des Ersten Weltkriegs hatte auch Folgen für den Buchhandel in der Slowakei. Bis zum Jahr 1918 gehörten die Buchhändler ja der ungarischen Organisation an und hatten Gesetzesformen, die sich den ungarischen Verhältnissen anpassten. Als nunmehriger Teil der Tschechoslowakei fühlten sich die Buchhändler von ihrer Organisation und jedem Verkehr isoliert, ungarische Literatur konnte nicht importiert werden. Im Jahr 1920 hat eine Anzahl Buchhändler in der Slowakei die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses erkannt und den *Verein der Buchhändler in der Slowakei* gegründet. Bis 1925 hatte der Verband 130 Mitglieder und arbeitete mit den Schwesterverbänden *Svaz* und dem *Verband der Deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler und Verleger in der Tschechoslowakischen Republik* zusammen, von dem noch die Rede sein wird.⁶

Im tschechischen Buchhandel blieb auch nicht alles beim alten. 1926 kam es in Prag zum Zusammenschluss der fortschrittlichen Verleger unter dem Vereinsnamen *Klub moderních nakladatelů Kmen* (Klub der modernen Verleger).⁷ Doch viel wichtiger war der *Svaz knihkupců a nakladatelů československé republiky*, entstanden 1879 aus dem Verein der tschechischen Buchhändler und Verleger. *Svaz* umfasste den Buchhandel mit allen seinen Zweigen und zählte 1936 einschließlich der Sektion der slowakischen Buchhändler und Verleger (83) und der Buchhändler Karpathorußlands 832 Mitglieder.⁸

6 *Der Buchhändler*, Nr. 24, 21.8.1925, S. 114f.

7 Zur Geschichte von *Kmen* in tschechischer Sprache siehe Hana Janišová: *Klub moderních nakladatelů Kmen. Vývoj ideového sdružení nakladatelů v letech 1926–1934*. Bakalářská práce. Praha 2009. Online <https://is.cuni.cz/webapps/zzp/detail/75916/>.

8 *Der Buchhändler*, 11. Jg., Nr. 7/8, 1.–11. März 1930, S. 26–27. Zur Gründung des Vereins „Spolek českých knihkupců a nakladatelův“ (Verein der böhmischen Sortimenter und Verleger) am 2. November 1879 siehe *Österreichische Buchhändler-Correspondenz*, Nr. 43, 25. Oktober 1879, S. 425, sowie ebenda, Nr. 46, 15. November 1879, S. 457. Der heutige Verein *Spolek českých knihkupců a nakladatelův* (SČKN) nannte sich ab 1924 *Svaz knihkupců a nakladatelů Československé republiky* und ab 1939 *Svaz čes. knihkupců a nakladatelů*. Eine ausführliche Geschichte des Verbands in tschechischer Sprache stammt von Aleš Zach. Siehe *Lexikon české literatury. Osobnosti, díla, instituce*. 4 S–Ž. Dodatky k LČL 1–3, A–Ř. Svazek I S–T. Praha: Academia, 2008; S. 304–308.

Bemühungen auf der Seite des deutschsprachigen Buchhandels in der jungen tschechoslowakischen Republik, eine Dachorganisation zu schaffen, setzten zwar im Jahr 1919 ein, waren aber erst im März 1922 von Erfolg gekrönt. Es entstand damit der wohl wichtigste freiwillige deutsche Fachverein, der *Verband der Deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler und Verleger in der Tschechoslowakischen Republik, Sitz Dux*. Mit ein Zweck war es, mit einer eigenen Organisation einerseits deutsche Kulturarbeit zu fördern und andererseits Anschluss an den reichsdeutschen Buchhandel zu finden. 1924 wurde der Verband vom Börsenverein als Auslandsverein anerkannt. Nach dem Stand von 1936 hatte der Verband 263 Mitglieder, davon 68% in Böhmen, 29% in Mähren-Schlesien und 3% in der Slowakei.

Als Böhmen und Mähren 1939 Teil des Deutschen Reichs wurden, war es mit der Selbständigkeit der Berufsorganisationen in den böhmischen Ländern zu Ende. Der Stillhaltekommissar im sudetendeutschen Gebiet hat durch Verordnung vom 8. Februar 1939 die Löschung des *Verbandes der deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler und Verleger in Dux* verfügt. Das Vermögen wurde unter Ausschluss der Liquidation der Reichsschrifttumskammer, Berlin-Charlottenburg, an gewiesen. Es war ausschließlich für Zwecke der Mitglieder in den sudetendeutschen Gebieten zu verwenden; eine Überführung in das „Altreich“ war unstatthaft. Mit der Schlussverfügung des Stillhaltekommissars vom 13. März 1939 wurde das *Gremium der Buch-, Kunst- und Musikalienhändler im Egerer und Reichenberger Handelskammerbezirke, Sitz Aussig*, ebenfalls gelöscht.⁹ Unterbevollmächtigter war in beiden Fällen Pg. Franz Kraus in Reichenberg. Die alleinige Standesvertretung im Sudetenland war nunmehr die Reichsschrifttumskammer.

Von großer, auch symbolischer Bedeutung für die Entwicklung und den Zusammenhalt des deutschen Buchhandels in der neuen Republik bis 1939 war nicht nur die Vermehrung der erwähnten (sprachlich gegliederten) freiwilligen Fachverbände, sondern ab 15. Oktober 1920 – also vor der Gründung des Dachverbandes im Jahr 1922 – auch das Erscheinen eines Mitteilungsblattes mit dem Titel *Der Buchhändler. Halbmonatsschrift und Ankündigungsblatt für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel und das Antiquariat in der Tschechoslowakei*. Bis das

9 Dazu *Der Buchhändler. Mitteilungs- und Ankündigungsblatt der deutschen Buchhändlerorganisationen im Sudetengau*. Organ des Verbandes der deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler und Verleger im Sudetengau (Sitz Dux), 20. Jg., Nr. 7/9, 1.–21. März 1939, S. 17

Blatt sein Erscheinen im 20. Jahrgang mit der Nr. 7/9 vom 1.–21. März 1939 einstellte, erfuhr der Untertitel mehrfache Änderungen. Begonnen hat es als Organ der Genossenschaft der Buch-, Kunst- und Musikalienhändler in den Handelskammerbezirken Eger und Reichenberg (Sitz Aussig), sowie des Vereines Deutscher Buchhändler Nord- und Nordwestböhmens (Sitz Dux) und des Vereines der Mährisch-schlesischen Buchhändler (Sitz Brünn). Zum Schluss war es das Mitteilungs- und Ankündigungsblatt der deutschen Buchhändlerorganisationen im Sudetengau. Organ des Verbandes der deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler und Verleger im Sudetengau (Sitz Dux). Seine Aufgabe war es „in fast zwanzig Jahren tschechischer Gewaltherrschaft“ gewesen, „den Zusammenhalt der volksbewußten Buchhändler zu stärken und zu vertiefen“.¹⁰ Die Publikation ist nicht nur durch die Veröffentlichung sämtlicher Sitzungsprotokolle der einzelnen Fachverbände, sondern vor allem auch ab dem 3. Jg. (1922) durch das Erscheinen der „Deutschen Bibliographie. Veröffentlichungen in den Sudetenlanden“ (die später jährlich in Buchform erschien), eine unentbehrliche historische Quelle für den deutschen Buchhandel in der Tschechoslowakischen Republik.

*Die Entwicklung des Buch-, Kunst und Musikalienhandels
in den böhmischen Ländern*

Während in Böhmen, Mähren und Schlesien eine Handvoll Buchhandelsfirmen (Buch-, Kunst- und Musikalienhandel, Antiquariat, Verlag, Leihbibliothek) noch im 18. Jahrhundert gegründet wurden, wie etwa Kaspar Widtmann in Prag (1784), J.G. Calve in Prag (1786), Carl Winiker in Brünn (1781), Rohrer in Brünn (1786), Friedrich Grosse in Olmütz (1794), oder A Haase in Prag (1798), kam es vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem ansehnlichen Wachstum sowohl deutscher als auch tschechischer Firmen, die im Sinne der nationalen Erneuerung Wesentliches leisteten. Wie der folgenden Liste zu entnehmen ist, handelte es sich bei den Neugründungen keineswegs nur um Firmen in den Hauptstädten.¹¹

10 Franz Kraus: 20 Jahre Fachblatt „Der Buchhändler“. In: *Der Buchhändler*, 20. Jg., Nr. 7/9, 1.–21. März 1939, S. 20.

11 Das verdienstvolle Online-Lexikon *Slovník českých nakladatelství 1849–1949* (Lexikon des böhmischen Buchhandels) von Aleš Zach (<http://www.slovník-nakladatelství.cz/>) nimmt tschechische Firmen in den böhmischen Ländern auf, spart dafür aber sämtliche „deutschen“ Firmen aus.

- 1804: J. Nafe, Nikolsburg
1806: Kobrtsch & Geschihay, Eger und Franzensbad
1813: Gustav Neugebauer, Prag
1816: Gustav Heckenast, Pressburg
1820: Hans Feller, Karlsbad
1820: L.E. Hansen, Budweis
1824: K. André'sche Buchhandlung, Prag
1825: Johann Zachystal, Klattau
1826: Anton Ippoldt, Saaz
1828: Jaroslav Pospíšil, Prag
1829: Fournier & Haberler, Znaim
1833: Theodor Nessler, Iglau
1836: Jakob B. Brandeis, Prag
1837: Johann Müller, Reichenberg
1839: Jos. Hoffmann, Prag
1841: Fr. Ehrlich, Prag
1844: Ed. Hölzel, Olmütz
1845: F.A. Credner, Prag
1846: Kober & Markgraf, Tábor
1847: Höfer & Klouček (vorm. Mercy), Prag
1848: Rudolf Piffel, Landskron
1848: Fr. Irrgang, Brünn
1848: Fr. Řivnác, Prag
1849: Rohliček & Sievers, Prag
1849: Ed. Hölzel, Neutitschein
1850: Karl Prochaska, Teschen
1850: Max Trill, Brünn
1851: Jos. Hamann, Böhm.-Leipa
1851: Peterson, Píbram
1852: B.A. Keil, Chrudim
1853: Augusta & Veselík, Leitomischl
1853: Fr. Karafiat, Brünn
1854: B. Stýblo, Prag
1854: Felkl & Sohn, Roztok
1855: J. Steinbrener, Winterberg

- 1856: Arthur Bellmann, Prag
1856: Franz Gschihay, Marienbad
1856: Hermann Dominicus, Prag
1857: Carl Maasch, Pilsen
1858: Jos. R. Vilímek, Prag
1858: Sam. W. Pascheles & Sohn, Prag
1859: J. Lorenz, Trebitsch
1860: Paul Nešněra, Jungbunzlau
1860: Philipp Traxler, Josefstadt
1861: J. Taubeles, Prag
1861, Sigmund Bensinger, Prag
1861: I.L. Kober, Prag
1862: A. Srdce, Prag
1870: J. Otto, Prag
1871: F.A. Urbánek, Prag
1874: Bursík & Kohout, Prag
1876: A. Storch syn, Prag
1883: Barvič & Nowotný, Brünn
1884: R. Promberger, Olmütz
1898: A. Piša, Brünn

Für die Zeit ab dem Jahr 1859, in dem der Verein österreichischer Buchhändler gegründet wurde, verfügen wir über konkrete Zahlen, die es erlauben, die rapide Entwicklung des Buchhandels zu verfolgen, eine Entwicklung, die mit der konstant wachsenden Bevölkerungszahl, der Industrialisierung, der Migration in die Ballungszentren und der Gründung zahlreicher Firmen außerhalb Prags einherging.¹² Böhmen hatte 1859 4,705.000 Einwohner, fünfzig Jahre später waren es 6,318.000. In diesem Zeitraum hat sich die Anzahl der Orte, an welchen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen bestanden, von 44 auf 172 vervierfacht und die Zahl der Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen von 98 im Jahr 1859 auf

12 Die hier präsentierten Zahlen sind dem Beitrag Carl Junker: Die Entwicklung des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels in Österreich und Ungarn 1860–1910. In: *Österreichisch-ungarische Buchhändler-Correspondenz. Festnummer anlässlich des 50jährigen Bestehens 1860–1910*. Teil I, S. 35–40, hier S. 38–39 entnommen.

530 im Jahr 1909 mehr als verfünffacht. Gab es in Prag 1859 38 Firmen, so waren es 1909 147, im sonstigen Böhmen gab es 1859 insgesamt 60 Buchhandlungen und ein halbes Jahrhundert später 383, was eine sechsfache Steigerung bedeutet. Anders ausgedrückt: 1859 kamen in ganz Böhmen ca. 48.000 Einwohner auf eine Buchhandlung und im Jahr 1909 12.000. Außerhalb von Prag kam 1859 jeweils eine Buchhandlung auf 76.000 Personen, 1909 waren es 15.000. Das erklärt warum es in den folgenden Jahrzehnten kaum einen noch so kleinen Ort in den deutschbesiedelten Gebieten der Tschechoslowakei gegeben hat, der nicht mindestens eine „Buchhandlung“¹³ hatte – ein Umstand, der ab 1919 durch den staatlich vorgeschriebenen Ausbau der Gemeindebüchereien auch gefördert wurde. Der Buchhandel wuchs in den Jahren 1859 bis 1909 in Mähren ähnlich rasant. Die Gesamtbevölkerung stieg von 1,8 auf 2,5 Millionen, die Orte, an denen Buchhandlungen bestanden, von 10 auf 57, die Zahl der Buchhandlungen von 21 auf 138, während die Hauptstadt Brünn eine Vermehrung von 7 auf 19 erlebte. Der Zuwachs in Mähren außerhalb von Brünn war wesentlich auffälliger. Gab es im Jahr 1859 bloß 14 Buchhandelsfirmen, so waren es 1909 acht Mal mehr, nämlich 119. Das Verhältnis Einwohnerzahl pro Buchhandlung verringerte sich von 129.000 auf 19.000. Der Buchhandel in Schlesien in der zweiten Hälfte des 19. und im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist auch von einem starken Wachstum geprägt. Die Zahl der Orte, an welchen Buchhandelsfirmen bestanden, wuchs von 7 auf 24, die Zahl der Firmen von 12 auf 50, von den in der Hauptstadt Troppau von 4 auf 9 und im sonstigen Schlesien von 8 auf 41. Das Wachstum des Buchhandels in den böhmischen Ländern blieb ungebrochen. Selbst vier Jahre später – 1913 – verzeichnete das Buchhandelsadressbuch von Perles 593 Firmen an 208 Orten in Böhmen, davon 161 in Prag. In Mähren gab es 143 Firmen an 62 Orten, davon 21 in Brünn, und schließlich gab es in Schlesien 54 Firmen an 28 Orten, davon 9 in Troppau.

Dieser einmalige Aufschwung setzte sich ab 1919, als sich der deutsche Buchhandel im neuen staatlichen Gebilde neu ausrichten musste und nicht mehr Prag-zentriert war, fort. Eine Übersicht über den deutschen Buchhandel Mitte der 1930er Jahre zeigt, dass die Kleinstadt und nicht die Mittel- und Großstadt

13 Der Begriff „Buchhandel“ umfasst alle denkbaren Zweige wie Buch-, Kunst-, Musikalien-, Papier-, Schreibwaren-, Gemischtwaren-, Versandbuchhandel, Zeitungverschleiß, Zeitungsexpeditionen, Antiquariat, Buchverlag und -druckerei etc.

überwog. Man konnte „von einem fein verästelten Verteilungsapparat“ sprechen.¹⁴ So gab es nach dem Kriterium „fachlich organisierte deutsche Firmen“, um eine Statistik herauszugreifen, 65 Städte, darunter 12 mit unter 2.000 deutschen Einwohnern, mit einer solchen Firma. Die Zahl war allerdings am höchsten in Brünn, Prag, Reichenberg (der sich zum „sudetendeutschen Verlagszentrum“ entwickelte) und Karlsbad.

Verlegende Institutionen

Der „fein verästelte Verteilungsapparat“ war nicht das einzige Alleinstellungsmerkmal, denn die Verlagslandschaft war, bei der abnehmenden Bedeutung von Prag ab 1919 als Verlagsstandort für deutsche Bücher, ebenso breit gefächert. Erstaunlich ist allein die Zahl und Vielfalt der verlegenden Institutionen, denn mehr als die Hälfte der Produktion 1919–1939 kam unter Ausschluss der gewerbetätigen Verlage auf den Markt und fand ihren Weg zum Leser meist ebenfalls unter Ausschluss des Buchhandels. Die *Deutsche Bibliographie* verzeichnet für das Jahr 1931 z.B. 520 solche Institutionen (1934: 296). Man könnte daher von einem „Land der Selbstverleger“ sprechen. Als Verleger traten – als Konkurrenz zum regulären Buchhandel – politische Parteien, Gemeindeämter, Arbeitsämter, Warenversandhäuser, Turnvereine, Universitäten, Gewerbetreibende (Firmen), Schulanstalten, Druckereien, Feuerwehren, Kirchengemeinden, Bibliotheken, Gemeindebüchereien und v.a.m. als „Verlag“ auf. Im Zeitraum 1931–1938 schwankte die Jahresproduktion zwischen 761 Titeln im Jahre 1932 und 1436 in den Jahren 1935/36. Die nicht berufsmäßigen Verleger waren dem regulären Buchhandel ein ständiger Dorn im Auge. So liest man in einem Geschäftsbericht des Verbandes über das Jahr 1934: „In unserem Staatsgebiete gibt es eine Unzahl von nicht berufsmäßigen Verlegern, die der Zahl nach mehr Erscheinungen auf den Markt werfen, als der berufsständige und auf eine Idee aufgebaute Verlag herauszugeben vermag. Der dranghafte Wunsch, sich gedruckt zu sehen, der viel größer als das Können ist, kann von den zahlenmäßig geringen und auch keineswegs kapitalstärkigen Verlegern nicht voll befriedigt werden, es entstehen Selbstverlage

14 Alfred Druckenmüller (Hrsg.): Der Buchhandel in der Tschechoslowakei. In: *Der Buchhandel der Welt. Aufbau, Verkehrswesen, Anschriften des Buchhandels in Europa und USA. In Selbstdarstellungen aus 25 Ländern*. Stuttgart: C.E. Poeschel o.J. [1935], S. 216–225, hier S. 222.

mit meist nur sehr wenigen Erscheinungen, die – was für das Sortiment sehr wesentlich ist – direkt, oft ohne daß davon viel bekannt wird, ins Publikum hineingepumpt werden und den Erzeugnisse des regulären Verlages den Weg verstopfen.“¹⁵

Der Verlag hat sich in den deutschsprachigen Gebieten erst nach dem Kriege in größerem Ausmaße entwickelt und nicht selten kamen die Neulinge auf dem Markt (als Buchverleger) aus der graphischen Industrie bzw. aus Großdruckereien. Sie verlegten neben Zeitungen und Zeitschriften auch Belletristik. Einige Beispiele sind die 1881 gegründete Schlesische Verlagsanstalt W. Krommer in Freudenthal/Bruntál, die 1806 von Thomas Prochaska gegründete Druckerei, die im Laufe der Zeit als Karl Prochaska. K.u.k. Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Teschen–Wien–Leipzig/Druck- und Verlagshaus Karl Prochaska (Český Těšín) firmierte, Ed. Strache in Warnsdorf i.B./Varnsdorf (gegr. 1874), Heinrich Pfeifer im Rumburg/Rumburk (gegr. 1861) oder J. Steinbrener in Winterberg/Vimperk (gegr. 1855), der eine riesige Produktion an Gebetbüchern, Kalendern und Bilderbüchern aufzuweisen hatte, Ambr. Opitz, Druckerei, Verlag, Warnsdorf/Varnsdorf, und schließlich die Verlagsanstalt „Moldavia“ in Budweis/České Budějovice, die im Jahr 1897 durch den Schriftsteller Franz X. Ritterer gegründet wurde.

Doch viele Verlage waren in ihren Entwicklungsmöglichkeiten durch geringe Ausfuhr und geringe Konkurrenzkraft gegenüber dem reichsdeutschen Verlag beschränkt. Eine Ausnahme bildeten allerdings Kinderbilderbücher, die bereits in den 1920er Jahren zu vielverlangten Exportartikeln avancierten. Die staatliche Vorschrift, dass Schulbücher im Inland verlegt sein mussten, verlieh manchen Verlagen ein wichtiges (zusätzliches) Standbein, obwohl der Inlandsmarkt in dieser Sparte hart umkämpft und wegen der Abhängigkeit vom Staat und den „Scherereien“ mit „Prag“ ein „Sorgenkind“ war. Unter den Schullbuchverlagen fanden sich u.a. der Nordböhmisches Verlag in Reichenberg (gegr. 1923 von Franz Kraus), der Roland Verlag Morawitz, Prag/Reichenberg (gegr. 1920), Paul Sollors' Nachf. in Reichenberg (gegr. 1892), Verlag A. Haase in Prag (gegr. 1798), Verlag Gebr. Stiepel in Reichenberg (gegr. 1919) sowie Rud. M. Rohrer Verlag (gegr. 1862) in Brünn. Juristische Literatur (Gesetzestexte in deutscher und tschechischer Sprache, Fachliteratur) war, weil sie nicht mehr im „Ausland“ gedruckt

¹⁵ Geschäftsbericht des Verbandes über das Jahr 1934. In: *Der Buchhändler*, 16. Jg., Nr. 28/30, 1.–20. Oktober 1935, S. 106.

wurde, ebenfalls ein wichtiger Produktionszweig, der u.a. von Stiepel gepflegt wurde. Kennzeichnend für die meisten Verlage im sudetendeutschen Raum – auch die, die im 19. Jahrhundert gegründet worden waren – war ein gemischtes Programm mit mehreren Standbeinen. Das Verlegen von Heimatliteratur galt als „undankbare Aufgabe“, denn der hierfür empfängliche Aufnahmekreis war zu gering und zu stark mit Erscheinungen von Selbstverlagen überflutet.

Die in der Forschung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts beobachtete Teilung in zwei deutschsprachige Literaturen in den böhmischen Ländern spiegelt sich auch in der Entwicklung von Parallelverlagslandschaften.¹⁶ Unter den Deutschsprachigen fanden sich „die der Prager deutschen Enklave mit einer Bevölkerung, die schon um 1900 auf ca. 33.000 (d.h. auf 9,5% der Gesamtbevölkerung der Stadt) gesunken war, und die der deutschsprachigen Randgebiete Böhmens und Mährens mit einer Bevölkerung von dreieinhalb Millionen. [...] Und das heißt, in den deutschsprachigen Randgebieten begann man sich von der betont urbanen, kosmopolitischen Literatur Prags abzuwenden. Doch distanzierte sich auch eine Reihe Prager deutscher Autoren von der deutschböhmischen Heimatliteratur. [...] Dieser Abstand zwischen den beiden Literaturen trat im Verlauf der ersten zwei Jahrzehnte immer deutlicher zutage.¹⁷ Man darf nicht übersehen, dass die „Prager deutsche Literatur“ meist zwar in Prag (Böhmen) geschrieben wurde, aber anderswo (Berlin, Wien, Leipzig) hergestellt und rezipiert wurde, während die Literatur in den Sudetengebieten außerhalb der Tschechoslowakei wenig bis kaum wahrgenommen wurde. Manche vor allem nach 1919 gegründete Verlage sahen die Dichtung als Instrument in einem vermeintlichen oder tatsächlichen „Volkstumskampf“, einem „Daseinskampf“, und das Verlegen von Büchern als Teil eines „Leidensweges“. Stichwort: Grenzlanddichtung in Richtung Regionalliteratur. Sieht man von Veröffentlichungen etwa in reichsdeutschen Verlagen wie Georg Müller oder L. Staackmann ab, erschien die sudetendeutsche Literatur fortan zum überwiegenden Teil in heimischen Verlagen wie dem Sudetendeutschen Verlag Franz Kraus (Reichenberg), dem 1927 in Karlsbad gegründeten Adam Kraft Verlag (der es als einer der wenigen mit einem rein belletristischen Programm, gekoppelt mit einer im sonstigen

16 Jürgen Born und Diether Krywalski (Hrsg.): *Deutschsprachige Literatur aus Prag und den böhmischen Ländern 1900-1939. Chronologische Übersicht und Bibliographie*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Ausgabe. München: K.G. Saur 2000, S. 2–3.

17 Ebenda.

Buchhandel beargwöhnten Buchgemeinschaft probierte)¹⁸, Wächter Verlag – Buchdruckerei Wächter B, Teplitz-Schönau/Teplice Šanov (Wia-Verlag = Verlag des Bundes der Deutschen in Böhmen), Eduard Kaiser Verlag, Großschönau/ Velký Šenov, Böhm.-Leipa/Česká Lípa, dem 1919 gegründeten Böhmerland-Verlag, Eger/Cheb (später: Johannes Stauda Verlag, Augsburg) sowie in der Verlagsanstalt „Moldavia“ in Budweis.

Neben diesen gab es – geographisch breit gestreut – eine Vielzahl von Verlagen (die oft auch eine Buchhandlung hatten), die Lokalkundliches bzw. Literatur in der lokalen Mundart herausbrachten, wie etwa den Walther Heinisch Verlag (Verlag für Heimatkunde) in Karlsbad/Karlovy Vary (gegr. 1912), den Verlag Heinrich Hohler (gegr. 1919), ebenfalls in Karlsbad, den Drei Tannen Verlag in Sternberg/Šternberk (gegr. 1924), den Verlag der L.V. Enders'schen Kunstanstalt, Neutitschein/Nový Jičín (gegr. 1850), Carl Scheithauer in Dux (gegr. 1878), Ed. Bayands Nachf. in Böhmisches-Krumau/Český Krumlov, den Nordmährischen Heimatsverlag, Müglitz/Mohelnice, A. Blažek (Neuzeitbücher-Verlag) in Freiwaldau-Gräfenberg/Fryvaldov-Gräfenberg, A. Bartosch (vorm. J. Nafe), Nikolsburg/Mikulov, Heinz & Comp., Troppau/Opava (Wien-Leipzig), Druckerei, Edmund Bärtel, Böhmisches-Leipa/Česká Lípa, den Verlag Josef Czerny in Landskron/Lanškroun, den Grenzlandverlag „Mein Böhmerwald“/ Heimatverlag „Mein Böhmerwald, Prachatitz/Prachatice, Wien, als Selbstverlag von Hugo Scholz, den Scholle-Verlag in Braunau i. Böhmen/Broumov, das „Egerlandhaus für Buch und Kunst“. Verlag Karl Hermann Frank (gegr. 1925) Elbogen/Loket – Karlsbad/Karlovy Vary, den Egerländer-Verlag Hans Lerch, Marienbad/Mariánské Lázně, den Bergland-Verlag, Hohenstadt/Zábřeh na Moravě, und vieles andere mehr.

Es gab zugleich mehrere Verlage, darunter einige in Prag, die nicht betont regional waren. Zu nennen wären etwa der 1920 gegründete, kurzlebige Heris-Verlag Hermann Richters Söhne in Reichenberg/Liberec, der Werke u.a. von Oskar Baum, Paul Leppin und Otto Pick verlegte, der 1870 gegründete Verlag Jul. Kittl's Nachf. in Mährisch-Ostrau, wo u.a. *Werke von Petr Bezruč*, Karel Čapek, Ludwig Winder, Heinz Politzer, Friedrich Torberg und Ernst Weiß erschienen, die Firma Gustav Neugebauer Verlag (Verlag Martin Feuchtwanger)

18 Dazu Murray G. Hall: Zur Geschichte der Buchgemeinschaften in den böhmischen Ländern. *Eine tabula rasa*. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich 2010-2, S. 7–38.

in Prag, der Arthur Werner Verlag in Prag, wo u.a Werke von Karl Hans Strobl, Paul Leppin und Otto Pick herauskamen, die MARS Verlagsgesellschaft m.b.H. Prag, die mit ihrem Programm deutsch-tschechische Verständigung fördern wollte, sowie der 1924 gegründete Verlag Die Bücherstube (Dr. Paul Steindler & Julius Bunzl-Federn) in Prag, der Alt-Prager Almanache und Werke von u.a. Arthur Heller, Hans Janowitz, Paul Leppin, Otto Pick und Jaroslav Vrchlický herausbrachte. In Brünn gab es neben der alteingesessenen Firma Rudolf M. Rohrer den Verlag „Jüdische Volksstimme“ M. Hickl bzw. Verlag Max Hickl, die Internationale Verlagsanstalt, den Verlag J. Klär, den Jugendbücher Verlag Otto Gausam sowie den Stil-Verlag. Der wohl prominenteste Verlag in Olmütz/Olomouc zu dieser Zeit war die Firma R. Promberger, Buch-, Kunst-, Musikhandlung, Antiquariat, Buch- und Kunst-Verlag. Nur wenige der hier genannten Buchhandelsfirmen haben die NS-Zeit überlebt, manche wurden nach Ende des Zweiten Weltkriegs enteignet, manche in Deutschland neugegründet, der Rest ist Geschichte.

Literaturverzeichnis:

- Druckenmüller, Alfred (Hrsg.): Der Buchhandel in der Tschechoslowakei. In: *Der Buchhandel der Welt. Aufbau, Verkehrswesen, Anschriften des Buchhandels in Europa und USA. In Selbstdarstellungen aus 25 Ländern.* Stuttgart: C.E. Poeschel o.J. [1935], S. 216–225.
- Haas, Gustav (Freudenthal): Der Buchhandel in Mähren und Schlesien bis 1848. In: *Der Buchhändler*, 6. Jg., Nr. 4/5, 11. Feber 1925, S. 13–15.
- Hall, Murray G. (Hrsg.): *Carl Junker: Zum Buchwesen in Österreich. Gesammelte Schriften 1896–1927.* Wien: Edition Praesens 2001. (= Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich. Hrsg. von Peter R. Frank und Murray G. Hall, Band 2)
- Hall, Murray G.: Verlagslandschaften 1919–1945. In: Peter Becher, Jozo Džambo, Anna Knechtel (Hrsg.): *Prag – Provinz. Wechselwirkungen und Gegensätze in der deutschsprachigen Regionalliteratur Böhmens, Mährens und Sudetenschlesiens.* Wiesbaden–Wien: Arco Verlag, 2014, S. 53–70. (= Arco Wissenschaft, Band 27).
- Hall, Murray G.: Prag und die Regionen? Überlegungen zu einer Geschichte der deutschsprachigen literarischen Verlage in den böhmischen Ländern 1919–1945.

- In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 19 (2010), S. 275-334.
- Hall, Murray G.: Zur Geschichte der Buchgemeinschaften in den böhmischen Ländern. *Eine tabula rasa*. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2010-2, S. 7–38.
- Junker, Carl: Die Entwicklung des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels in Österreich und Ungarn 1860–1910. In: *Österreichisch-ungarische Buchhändler-Correspondenz. Festnummer anlässlich des 50jährigen Bestehens 1860–1910*. Teil I, S. 35–40.
- Köllner, Alena: *Buchwesen in Prag. Von Václav M. Kramerius bis Jan Otto*. Wien: Edition Praesens, 2000. (Buchforschung, Beiträge zum Buchwesen in Österreich. Hrsg. von Peter R. Frank und Murray G. Hall, Bd. 1)
- Řivnác, Anton: Der (böhmische) tschechische Buchhandel in den Jahren 1859–1909. In: *Festnummer der österreichisch-ungarischen Buchhändler-Correspondenz*, I. Teil, Wien 1910, S. 49–54.
- Šimeček, Zdeněk: *Geschichte des Buchhandels in Tschechien und in der Slowakei*. Übers. von Armin Hetzer. Wiesbaden: Harrassowitz, 2002. (Geschichte des Buchhandels; 7).
- Volf, Josef: *Geschichte des Buchdrucks in Böhmen und Mähren bis 1848*. Weimar: Straubing & Müller, 1928.
- Wolkan, Rudolf: *Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetendländern*. Augsburg: Stauda, 1925.
- Zach, Aleš: *Slovník českých nakladatelství 1849–1949*. / <http://www.slovník-nakladatelství.cz/>)

Lenka Veselá:

A Knight and Intellectual: Hieronymus Beck of Leopoldsdorf and His Library

Marcus and Hieronymus Beck were important political and cultural figures in Lower Austria and at the courts of Ferdinand I and Maximilian II. The Becks are most frequently mentioned as a model example of rapid social advancement of an originally bourgeois family to the class of clerical aristocracy. Particularly the official and political activities of Markus Beck have been mapped in detail; yet a deep mark on the cultural history of Lower Austria has been left chiefly by Hieronymus Beck of Leopoldsdorf.

Hieronymus received a good humanistic education at the royal court in Innsbruck. He spent two years studying in Italy, followed by his chivalrous ride around Western Europe and the Orient. These circumstances as well as the close relations of his family to the Habsburgs undoubtedly predestined Hieronymus Beck for a brilliant career in the service of the ruling Austrian family; he was not able to take full advantage of this opportunity though. His official activities in land and court institutions were rather a necessary component of his life. With much more enthusiasm, he worked on the reconstruction of his main residence at Ebreichsdorf Castle near Vienna, which he purchased in 1569 and where he was intensely devoted to collecting and other intellectual pursuits.

Hieronymus Beck is associated with several significant extant art-historical and literary works. Above all, these include two books of miniature portraits: one was conceived by Hieronymus Beck as a commemorative book depicting his friends and other contemporary personalities, whereas the other contains illustrations with then topical and popular Turkish themes. Not only do the two manuscripts provide a valuable source of information on the intellectual milieu in the Habsburg Monarchy in the 16th century, they are also unique evidence of the existence of defunct portrait galleries. A work of similar value for the history of epi-

graphy is an extant manuscript with drawings of ancient tombs and other epigraphic monuments that Hieronymus Beck collected in the Lapidarium at Ebreichsdorf, which had been established at his instigation in the 1570s. Hieronymus' intellectually oriented personality added a deeper dimension to his collecting activities. In the case of both his archaeological and fine-art collections, Beck adopted from higher aristocratic circles especially the ideological conception, which he, however, innovatively and creatively transformed according to his own intellectual feelings.

A significant role (albeit less known now) in Hieronymus Beck's collecting activities was also played by his library, which was acquired from Marcus Eberhard Beck, the last descendant of the family, by the Moravian Cardinal Franz of Dietrichstein in the 1620s. He incorporated it into his book collection at the chateau in Mikulov, which was, however, taken to Sweden as war booty at the end of the Thirty Years' War and scattered there. The fact that no period catalogue or inventory has been preserved for the library of the Becks of Leopoldsdorf has considerably contributed to its oblivion as well. Entirely new dimensions of the research into the library and history of the Beck family have been provided by the recent rediscovery of a selective list of Becks' books from the beginning of the 17th century with 1,237 records, which has been preserved in the family archives of the Rosenbergs in South Bohemia. This so-called Rosenberg List has become the basis for a virtual reconstruction of Hieronymus Beck's library and its subsequent analysis. The complex research into this library further involved the efforts to map generally the current state of preservation of the Beck library. Extensive research conducted in 2012–2014 revealed a total of 163 items preserved in 15 European libraries.

Based on these sources, which, however, provide information on only a part of the Beck library, its size in the 1590s may be estimated between 2,000 and 2,500 books. This library represents a little-known type of intellectually oriented aristocratic book collection that did not even lack representative pieces typical of large aristocratic libraries. Unfortunately, details on its spatial arrangement at Ebreichsdorf Castle and on its supposed decoration are not available. It arises from the account by the Humanistic poet Hieronymus Arconatus though that the Ebreichsdorf library was deposited in a special hall also intended for visits by selected people. Neither can one say anything certain about the calligraphic form and the possible representativeness of the catalogue, which is only known from a

partial copy. The bindings of Becks' books were probably of a uniform yet plain style. Beck did not even place a special emphasis on their ownership marks. The austere decoration of the bindings rather speaks in favour of a similarly restrained conception also in the case of the installation of the entire book collection. The library of Hieronymus Beck does not show any traces of bibliophilia associated with rare or decorated manuscripts. In Ebreichsdorf, a pragmatic approach to manuscripts, which were otherwise of very valuable content, prevailed; a distinctive group was formed by 'specialised' manuscripts from the fields of mathematics, topography, epigraphy and history, whose authors came from the Viennese intellectual milieu.

Hieronymus Beck appears to have perceived the representativeness of his library mainly in its careful and sophisticated arrangement in fifteen sections, which was unique in many respects in the area at the time. The system used in Ebreichsdorf was not an application of models taken from elsewhere. It combined traditional aspects with entirely innovative elements particularly in the area of the so-called new literature. Beck complemented traditional disciplines (theology, law, medicine and philosophy) with others, which he, however, organised based on his own, often unorthodox, ideas. For instance, he thus created a section for books with a prevalence of visual arts (graphic albums, maps), a section with books on ancient realia, with elementary school literature, but he also established sections with narrower focus on mathematics, military science and architecture. Nevertheless, it seems even more important that the content of particular sections and the inclusion of polythematic books into them was not mechanical and frequently defied the established practice. Hieronymus Beck was, for example, the very first to create a section for belles-lettres, to structure historical books by chronological periods with which they deal, or to give preference to the purpose of a book over its theme (e.g. a textbook of mathematics was in the school and not mathematical section etc.). The precise organisation of individual sections and the preference for one element in the placement of polythematic books provides remarkable information on Beck's interest priorities and in many cases also confirms them. Direct evidence of his active reading is not as frequent as in contemporary intellectual libraries, but it is much more common than in the extant books from the mentioned universally oriented aristocratic libraries of his time, such as the Rosenberg collection in Třeboň or the library of Ferdinand II, Archduke of Austria, at Ambras Castle.

Unlike these general collectors' libraries, the aim of which was an all-embracing universalistic character and the representation of books of all fields, Hieronymus Beck built his library thoughtfully and above all selectively. His actual acquisition and building strategy was not fundamentally different from the model known from the universally oriented book collections of the Rosenbergs in Třeboň or Archduke Ferdinand II. Hieronymus Beck acquired the basis of his library in the form of an earlier collection of predominantly legal literature of his father, which he enriched through his own purchases on his journeys and mainly via a reliable network of the domestic book trade, which was able to mediate to him easily and quickly not only new books from all over Europe but also second-hand books. Beck's purchasing activities increased – like at Ambras or in Třeboň – when the collection was being installed in the new premises at Ebreichsdorf Castle in the 1570s and 1580s.

In his acquisitions, Hieronymus Beck did not hesitate to push to the background or even entirely exclude genres or themes in which he was not interested or which he refused for ideological reasons. Likewise music and poetry – at least based on the content of his library – seem to have remained outside his focused interest. On the other hand, he exerted great efforts to obtain books from the fields that he preferred. More than any other book collection, the Ebreichsdorf collection thus reflects the reading and interest preferences of its owner. For instance, it is evident that Beck's favourite reading matter in his youth included, among others, also chivalric novels and Renaissance novellas (e.g. Boccaccio's *Decameron* or the stories of Amadis de Gaula). He owned them in various editions and language mutations, especially in Italian and French. He probably acquired many of them at the time when he lived in Southern and Western Europe. He does not seem to have purchased these books later. In some cases, one may even refer to the so-called 'unintentional collecting'. This was reflected, for example, in the accumulation of diverse language versions of biblical texts, which was a popular intellectual pastime at aristocratic courts of the time, but also Turkish-themed books or manuscripts dealing with the history of Austria.

Hieronymus Beck continuously paid attention to historical, topographic and geographic literature. Within the Habsburg Monarchy, Beck's library probably comprised the highest percentage of works on the history of individual European lands (in particular Austria), including contemporary treatment of religious wars and conflicts, numerous maps and map albums. Moreover, he seems to have had

a plan for the complementation of his collection with particular land or town laws, which he mainly considered to be another source of information on individual European lands. In this intellectual context, one should perceive also Beck's quite extraordinary interest in the Turkish question, which was mirrored both in the composition of his library and in his involvement in and active support of the acquisition and publication of sources on Turkish history. It is hard to determine whether his interest grew into a deep knowledge of the Orient; in any case, however, it exceeded what was common among aristocrats of the time. Moreover, it is evident from his relatively large collection of Turkish literature that he preferred works that rather objectively reflected the history and culture of the Turkish Empire and did not support the contemporary religious hysteria in the form of anti-Islamic polemics or pamphlets.

The religious issue obviously played one of the central roles in contemporary thought and thus also in the life of Hieronymus Beck. Hieronymus was clearly a staunch Catholic, but nothing certain has been revealed about his attitude to religion until now. His library contained a considerable number of religious-moralistic books from the turn and the beginning of the 16th century which were focused on the internal criticism and reform of the church. Many or even most of them could have already been owned by his father, who was probably an adherent of the contemporary religious reform. Hieronymus' interest in religious literature culminated mainly in the 1570s. Nevertheless, it is absolutely exceptional that he intentionally excluded Protestant literature from his acquisitions. The few Protestant books discovered in his library were placed by him in the last, demeaning position in the library although they included gifts by allied noble families. By means of lavishly published (mainly anti-Lutheran) dogmatic treatises and polemics, Hieronymus also closely monitored the efforts for the unification and reform of the Catholic Church after the Council of Trent and probably maintained close relations with the Augustinian monastery in Klosterneuburg, which then actively endeavoured to combine Humanism and renascent Catholicism.

All these facts imply Beck's firm religious stance, but some indicate that he followed the recommendations of the Catholic Church only when they were in agreement with his opinions. This is, for instance, evident from his approach to banned books. Although he owned the *Index Librorum Prohibitorum* (List of Prohibited Books), authorised at the Council of Trent, the only books that he considered to be harmful and unacceptable were non-Catholic theological works.

Unlike church representatives, he did not include in this category books with non-religious themes, which the church had placed on this list though. He even exerted some efforts to acquire some of them, although he came into open conflict for that with the bishop of Vienna Johann Caspar Neubeck, who suspected him of secret Protestantism because of that.

Despite strong intrinsic religiosity, Hieronymus seems to have demonstrated independent thought, which might have led to an internal conflict between his interests and obedience to the Counter-Reformation Catholic Church, of whose exclusiveness he was, however, positively convinced. Beck's desire to return to the original Christian values (yet within the Catholic Church) might have been later in conflict with the reality of the enforcement of Counter-Reformation goals. After the death of Maximilian II, the until-then cosmopolitan and open city of Vienna, where Hieronymus found a number of intellectual friends sharing his travel, natural-science and artistic interests, was transforming into a stagnant and religiously rigid environment. Beck was undoubtedly also troubled by the ever-more rapidly moving spiral of contemporary religious conflicts. It is evident from one of his comments that he rejected violent solutions to religious and political disputes: according to him, world violence cannot be solved by weapons or laws but only by religion. After all, the moral aspects of wars were soon after the subject of several books in his library.

As mentioned above, Hieronymus Beck experienced in his long life deep changes undergone by the Viennese intellectual milieu in the second half of the 16th century. Thanks to his father, he was in contact with prominent Viennese figures, such as Sigismund of Herberstein, Philipp Gundel and Wolfgang Lazius. In this direction, he further developed relations especially to the university milieu, which was always close to the imperial court as well. Maximilian II had managed to attract a number of major European personalities to the city of his residence, although it had also brought some tension between the older, provincially oriented generation of Viennese intellectuals and the group of new scholars, often of foreign origin, who had international contacts. Many of them were non-Catholics pursuing Christian humanism and the spiritual attitude called irenicism. The growing tension between confessions, which was inconsistent with irenicism, led to their attempts at confessional reconciliation and religious peace efforts. Likewise Beck probably condemned the extremes of the faith. Yet the essential element that they had in common with Protestant, or even crypto-Calvinist intellectuals from

Maximilian's court, such as Carolus Clusius, Johannes Löwenklau, Johannes Sambucus or Reichart Streun, were their shared humanistic and natural-science interests. Nevertheless, the efforts to create a stimulating intellectual environment in Vienna more or less ended when Rudolph II moved to Prague. Although Hieronymus Beck supported Humanistic scholars, he was not – unlike members of aristocratic families – a frequent addressee of dedications, which might have also been caused by his lower social status.

It is much more difficult to grasp Beck's relation to the ancient heritage. In common aristocratic libraries, the representation of ancient literature was very low, limited to common works by elementary school authors. The library of Hieronymus Beck is no exception. It sporadically contained historical or educational ancient works. It seems, however, that Beck's keen interest was more or less focused mainly on ancient monuments and life, epigraphy and perhaps mythology as well. Within Central European libraries, Hieronymus Beck definitely owned the largest collection of topographic literature with the prevalence of works on Roman monuments in Italy. His collection of architectural literature coming from direct Italian sources was also relatively representative. Our information in this respect may not be final as shown by the manuscript with ancient epigrams which Beck gave to Reichart Streun and which he had probably brought directly from Italy. Just as little is known about whether Hieronymus Beck was more interested in fine arts. The visual aspect of his books was certainly important to him; not only did he create a special section for books with the prevalence of this aspect, but he was the only nobleman in the Habsburg Monarchy to own Albrecht Dürer's fundamental theoretical work on painting.

What was quite unusual, however, was Hieronymus' interest in natural sciences, which underwent rapid development in the 16th century. He was particularly interested in mathematics, mainly geometry and numerical combinatorics. He followed the development of the Gregorian reform and supported the Viennese mathematician and astronomer Paul Fabricius. He also owned fundamental works of his time from the field of astronomy (including Copernicus' treatise *De revolutionibus orbium coelestium*) and he purchased books on astronomical measuring instruments and on the assembly of mechanical devices, even from other disciplines.

For many intellectuals at that time, the tension between traditional scholarship and modern empirical knowledge was difficult to understand. They tried to solve

this conflict by using magic and occult philosophy. Hieronymus Beck was one of the few intellectuals of the time probably unaffected by this intellectual current. His library hardly contains any signs of the fashionable Renaissance neo-Platonism, which pervaded contemporary alchemical and esoteric research, occult philosophy, astrology and Paracelsianism. This may be the reason that he adopted a detached attitude towards contemporary emblematics as well. This represents a fundamental difference from the vast majority of other aristocratic libraries all over Europe, be they at the Habsburg court or the Ambras and Rosenberg book collections.

Beck's exceptionally broad horizon and interest priorities were also mirrored in the overall different composition of the Ebreichsdorf library, which was strongly focused on Italian and French language areas. Both Romance languages of which Beck had an active command were a means for him to gain access to literary and educational works often unavailable from other sources. Nevertheless, Beck sometimes preferred these languages even though he probably had Latin or German versions of the text concerned. Romance and other national languages clearly prevailed in the new specialised fields of his library, such as architecture, military science and mathematics. This was partly reflected in the printing provenance of the books – *Italica* usually came directly from the Apennine Peninsula.

Although Hieronymus Beck was not fortunate enough to step out of the social constraints of knighthood (his sons were the first to be raised to aristocracy in 1597), he chose a lifestyle that rather resembled the life of the higher nobility, captivated by Renaissance. The Ebreichsdorf library, like other collections in the Habsburg Monarchy, clearly indicates the efforts of Hieronymus Beck to rank among intellectually oriented aristocracy of the Habsburg Monarchy. General research into the former social status and its impact on the support of contemporary literary life as well as on the building of impressive aristocratic libraries in the 16th century is still in its infancy. Is it even possible to answer the question of how big a role in the 'case' of the Ebreichsdorf library was played by Beck's desire for representativeness and whether its development was directly related to Beck's transition state between knighthood and aristocracy, to whose ranks he formally unsuccessfully aspired? According to the findings available, the decisive role was rather played by a strong intellectual aspect, which outweighed the mere efforts to make the library impressive and which, in combination with a good financial background, gave rise to a profiled yet quite extensive library.

The book collection of Hieronymus Beck was definitely not the only intellectually oriented library; books were undoubtedly approached similarly for instance by Reichart Streun, Christoph of Wolkenstein or Ferdinand Hoffmann of Grönpühel (by the last of them already with strong bibliophilic tendencies though). Information on their libraries is either entirely lacking or is very superficial. Their owners do not seem to have been connected by a family tradition or an intention to create universally conceived collectors' libraries. They hence shaped them more freely and defined their function just as independently. These book collections were among progressive types of aristocratic libraries bringing new trends in their building and administration. Therefore, although these libraries did not entirely lose their sense for the symbolic expression of the consumption of spiritual values, they also assumed an unmistakable personal character, which sometimes also reflects the elements in the lives of their owners that are otherwise difficult to determine and have not been recorded in other sources as well as the owners' view of the world.

[Translated by Kateřina Millerová]

Friedrich Wilhelm Schembor:
Die von Franz Kratter (1758–1830) zur Abfassung
seiner „Briefe über den itzigen Zustand von Galizien“
benutzten Regierungsquellen

Einleitung

Im Jahr 1786, also vierzehn Jahre nach der Besitznahme Galiziens durch Österreich, erschienen anonym „Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beitrag zur Staatistik [!] und Menschenkenntnis“ in zwei Bänden. Sie stellten die erste einigermaßen umfassende deutschsprachige Beschreibung dieses für die meisten Leser weitgehend unbekanntes Landes dar und erweckten ein solches Aufsehen, dass sich gleich mehrere Personen zu Gegenschriften aufgerufen sahen. Der anonyme Autor wird wohl bald als Franz Kratter enttarnt gewesen sein, hatte er doch zwei „Briefe“ seinen beiden in Lemberg¹ als Weinhändler bzw. Weinschänker wohnenden Brüdern Ignatz und Johann gewidmet, die als solche leicht auszuforschen waren.

Aufregung verursachte zum Beispiel die Beschreibung Galiziens, weil gleich eingangs nicht weniger als zehn Briefe der Darstellung der neu eröffneten Universität Lemberg und den dort lehrenden Professoren, die dabei nicht immer sehr vorteilhaft wegkamen, gewidmet waren. Eine anonyme Gegenschrift „An Kratter, den Verfasser der Schmähbrieft über Galizien“ war die Folge, auf die der Angegriffene mit „Kratters Bescheid an einige Herren Professoren an der Lemberger Universität, wegen den in seinen Briefen über Galizien gemachten Beschuldigungen“ antwortete.

Dass Kratter in einer Anmerkung zum 35. Brief „zugegeben“ hatte, „nur“ sechs Monate in Lemberg – und damit wohl überhaupt in Galizien – gewesen zu sein,

¹ Heute L'viv (Ukraine).

rief Alphons Heinrich Traunpaur² auf den Plan, der sich bemüßigt fühlte, unter Verweis auf seinen achtjährigen Aufenthalt in dem Land mit „Dreyßig Briefen über Galizien oder Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr als nur ein paar Monate in diesem Königreiche umgesehen hat“ im Jahr nach Erscheinen von Kratters „Briefen“ zu antworten.

Auch einige andere Personen reagierten mit Schriften auf Kratters „Briefe“, wobei es jeweils um die vermeintliche oder tatsächliche Schmähung und Verächtlichmachung von Personen oder die vermeintliche oder tatsächliche falsche Beurteilung von Land und Leuten Galiziens ging.

Eine aufgefundene Quelle

Wenn man Kratters Werk liest, fällt einem aber auch die erstaunliche Fülle an Informationen auf, die der Autor in dem halben Jahr seines Aufenthaltes zusammengetragen haben wollte. Darunter befinden sich Statistiken, die man auf einem üblichen Weg im Land überhaupt nicht erhalten konnte. Dem Autor der vorliegenden Arbeit war nun bei Sichtung der Quellen für sein soeben erscheinendes Buch³ aufgefallen, dass er bestimmte Texte mit ihren typischen historischen Ausdrucksweisen in Kratters „Briefen“ schon anderswo gelesen hatte. Des Rätsels Lösung: Kratter hat viele der von ihm gebrachten Informationen keineswegs gesammelt, sondern schlicht und einfach abgeschrieben und das nicht von irgendeiner veröffentlichten Schrift, sondern von einem Bericht des Landesgouverneurs von Galizien Grafen Anton Pergen⁴, den dieser schon 1773 dem auf Besuch in Galizien weilenden Kaiser Joseph II.⁵ überreicht hatte, die nur für den Amtsgebrauch bestimmt gewesen war und nie veröffentlicht wurde.⁶ Die große Frage ist nun, wie Kratter zu dieser Arbeit und auch zu den Statistiken gekommen war und ob er sie mit oder ohne Bewilligung Pergens, der galizischen Landesregierung oder der Zentralregierung in Wien benutzte. Daher kann man

2 Das Wirken Traunpauers wird weiter unten ausführlich beschrieben.

3 Friedrich Wilhelm Schembor: *Galizien im ausgehenden 18. Jahrhundert. Aufbau der österreichischen Verwaltung im Spiegel der Quellen*. Bochum: Winkler, 2015.

4 Johann Anton Graf Pergen (1725–1814).

5 Joseph II. (1741–1790), bis zum Tod seiner Mutter Maria Theresia im Jahr 1780 Mitregent, danach Kaiser.

6 Sie wird erstmals vollständig in Schembor, *Galizien*, S. 403–450, präsentiert.

zunächst auch nicht sagen, dass Kratter ein Plagiator war, denn das hieße definitionsgemäß, dass er geistiges Eigentum gestohlen hätte – abgeschrieben aber hat er, wie gezeigt werden soll, auf jeden Fall.

Damit verlagert sich die Frage, wie es in so kurzer Zeit gelungen war, eine Beschreibung des Landes zu Stande zu bringen, von Kratter zu Pergen. Tatsächlich hatte Graf Pergen, der seine Tätigkeit als Landesgouverneur im September 1772 aufgenommen hatte, bereits ein dreiviertel Jahr später dem Kaiser Joseph II. anlässlich dessen Besuchs in Lemberg eine „Beschreibung der Königreiche Galizien und Lodomerien nach dem Zustand, in welchem sie sich zur Zeit der Revindicirung durch Ihro Kais. Königl. Apostolischen Majestät und besonders im Monat Julius 1773 befunden haben“ überreicht.

Die von Pergen abgelieferte Beschreibung war äußerst detailreich und versuchte in nicht weniger als 240 Punkten nicht nur möglichst genau die Topographie des Landes darzustellen, sondern ging auch ausführlich auf die geschichtliche Entwicklung ein und beschrieb die „vielen ungeheuren Missbräuche“ während der polnischen Herrschaft. Sie sparte dabei nicht an Kritik an früheren und zum Teil noch vorhandenen Machthabern in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft und nannte auch durchaus deren Namen.

Pergen bat den Kaiser, wenn er dessen Willen durch seinen Beitrag verfehlt habe, es „nicht einem Mangel des Eifers und der Ehrlichkeit, sondern blos jenem der Einsicht und dem Abgang aller Hülfe bey einem so wichtigen als beschwerlichen und häcklichen Auftrag allergnädigst zuzuschreiben“. Damit der Kaiser ersehe, aus welchem Gesichtspunkt er, Pergen, die fünf Klassen der Einwohner beurteile, überreiche er die Bestandsaufnahme nach dem, was er durch schriftliche und mündliche Nachrichten „mit vieler Mühe habe in Erfahrung bringen können“.

Tatsächlich konnte Pergen bei der Beschreibung der vielen Unzukömmlichkeiten im Land auf die zahlreichen Informationen zurückgreifen, die er bei den von ihm regelmäßig abgehaltenen Sprechtagen erhielt, die er für alle, die mit ihm reden wollten, eingeführt hatte. Allein die Möglichkeit des einfachen Mannes, unmittelbar und persönlich beim Landeschef vorstellig werden zu können, muss von den bekannt standesbewussten polnischen Adligen als Provokation empfunden worden sein. Pergens Beschreibung, in der er nach eigener Bekundung lediglich die Missbräuche und Unordnungen aufzeigen wollte,⁷ geriet zu einer

7 Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hausarchiv, Ktn. 5, Hofreisen, No. 5, fol. 457–582.

einziges Anklageschrift, vor allem gegen den polnischen Adel, der von Pergen, der selbst Reichsgraf war, keine Schonung erfuhr.

Kaiser Joseph hatte die Bestandsaufnahme schon in Händen⁸, als er noch während seiner Anwesenheit in Lemberg seinerseits 154 Fragen verfasste und Pergen zur Beantwortung vorlegte. Der Kaiser wollte sich nicht durch ein Studium der geschichtlichen Entwicklungen und Begründungen aufhalten lassen, sondern möglichst rasch alle Hindernisse wegräumen, um eine effektive Landesverwaltung auf die Beine stellen zu können. Einerseits sollten die genauen Kosten für die Zivilverwaltung und das Militär ermittelt und andererseits die zu erzielenden Einkünfte festgestellt werden. Als Ziel hatte zu gelten, dass sich das Land ohne Hilfe von außen selbst erhalten sollte. Der Kaiser gab Pergen zur Beantwortung der Fragen Zeit bis zu seiner Wiederkunft am 15. September⁹ und erklärte auch gleich, dass der Landesgouverneur zu dieser Arbeit auch jeden seiner Räte „und auch [die] anderen unterhabenden Beamten, Nationalisten¹⁰ oder anderen, nach Maß [...] ihrer Geschicklichkeit und Redlichkeit [...] zu verwenden habe“. So waren an der Bearbeitung der 154 Punkte neben Graf Pergen neun weitere Personen beteiligt. Diese hatten vermutlich auch schon bei der Sammlung der Daten für Pergens Landesbeschreibung mitgewirkt. Die sehr ins Detail gehenden Fragen des Kaisers sind bekannt, die Antworten wegen der Beschädigung der Akten durch den Brand des Justizpalastes in Wien im Jahre 1927 nur zum geringen Teil.

Mit der neuen Aufgabenstellung war aus der umfangreichen Landesbeschreibung, die Pergen dem Kaiser überreicht hatte, gewissermaßen eine Fleißaufgabe geworden, die durch ihre andere Ausrichtung nur sehr bedingt zur Beantwortung der vom Kaiser gestellten Fragen, den etwa die historischen Hintergründe nicht interessierten, herangezogen werden konnte. Sie war nie für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen und wird wohl in der galizischen Landesregierung in Lemberg und bei den Zentralbehörden in Wien „ad acta“ gelegt worden sein. Im amtlichen Verkehr war man, so weit bekannt, auf sie nicht mehr zurückgekommen. Pergen verließ nach einigen Unstimmigkeiten Galizien bereits im Jänner 1774.

8 Dies geht aus der Beantwortung zu Frage 87 hervor.

9 Kaiser Joseph kam entgegen dem ursprünglichen Plan nicht mehr nach Lemberg zurück, sondern fuhr direkt nach Wien, wo er am 13.9. ankam.

10 Als Nationalisten sind die dort Geborenen und Wohnhaften zu verstehen.

Franz Kratter

Franz Kratter wurde 1757 in Oberndorf am Lech in Bayern geboren und hielt sich in Bayern auf, bevor er sich um 1780 nach Wien begab. Hier studierte er, wie er in seinen „Briefen“ schrieb, die Rechtswissenschaften¹¹ und wurde Sekretär bei Fürst Liechtenstein. Er trat auch als Schriftsteller in Erscheinung und huldigte Kaiser Joseph II. in einem Epos auf den Augarten in Wien. Im Jahr 1784 reiste Kratter nach Lemberg und nahm an den Feierlichkeiten zur Eröffnung der dortigen Universität teil. Kratter war im selben Jahr auch den Freimaurern beigetreten, als jedoch 1786 durch Joseph II. die Zahl der Freimaurer pro Loge beschränkt worden war, ausgeschlossen worden. Darauf brachte Kratter eine Reihe von Schriften über die Freimaurerei heraus,¹² in denen er sich unter anderem gegen Hofrat Ignaz von Born¹³ wandte. Born wollte bei der Polizei das Erscheinen der Kratterschen Broschüre mit dem Titel „Freimaurer Auto da Fé“ verhindern, der Kaiser selbst aber ließ den Druck zu.

Im Jahr 1786 erschienen auch Kratters eingangs erwähnte *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beitrag zur Staatistik [sic] und Menschenkenntnis* bei Georg Philipp Wucherer in Wien. Als Verlagsort des anonymen Werkes wurde Leipzig angegeben.

Kratter hatte zur Beschreibung des Landes die damals beliebte Form von Briefen gewählt. Der Inhalt besteht demnach aus 64 Briefen, in denen er einem Freund Land und Leute von Galizien näherbringt. Der Stil wechselt zwischen der üblichen topographischen Beschreibung mit trockenen Statistiken und der schildernden Charakteristik des Privat- und Intimlebens von Personen des öffentlichen Lebens in der Manier des derbsten Boulevardjournalismus ab. Dabei waren die Individuen, wenn sie nicht ohnehin mit vollem Namen genannt wurden, auch durch den ersten Buchstaben des Familiennamens auf Grund der angegebenen Umstände leicht identifizierbar.

So erklärt sich die Empörung, die das Werk auslöste und die vielen Gegenschriften, die es zur Folge hatte. Aber auch gegen diese Schrift Kratters ließ

11 Kratter I/271; Kratter scheint jedoch in den Wiener Universitätsmatrikeln nicht auf. Vgl. Gustav Gugitz: Franz Kratter. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 24 (1913), S. 246.

12 Gugitz, *Kratter*, S. 251–255; Leslie Bodi: *Tauwetter in Wien*. Frankfurt am Main: Fischer, 1977, S. 248–251.

13 Ignaz von Born (1742–1791), Naturwissenschaftler, Freimaurer.

der Kaiser die Vorstellungen der Gegner abblitzen und verwies sie sogar darauf, dass darin „auch vieles wider“ ihn „herauskomme“!¹⁴

Übereinstimmungen zwischen Kratters Briefen und Pergens Beschreibung

Kratter war 1784 nach Galizien gekommen.¹⁵ Zwei Jahre später erschienen seine „Briefe“, die als die erste Darstellung der Provinz überhaupt angesehen werden müssen, was bedeutet, dass die darin enthaltenen Fakten nicht einer zuvor erschienenen Arbeit entnommen sein konnten. Da es Kratter als Privatmann ganz unmöglich war, die in den „Briefen“ enthaltenen Statistiken über die Bevölkerung, die Schulen, die Juden, das Theater und den Tabakanbau, die alle aus der letzten Zeit stammten, selbst zu erarbeiten, konnte er diese Daten nur aus nicht veröffentlichten amtlichen Quellen genommen haben. Hinsichtlich der topographischen Landesbeschreibung wirkte die Tatsache erschwerend, dass die Provinz Galizien ein künstliches Gebilde, gleichsam ein Land aus der Retorte war, das aus einem größeren Ganzen beliebig „herausgeschnitten“ worden war.

Kratter übernahm aus der bei Erscheinen seiner „Briefe“ bereits dreizehn Jahre alten, von Graf Pergen erstellten Landesbeschreibung, wie an den Beispielen in der Folge gezeigt werden soll, oft die von Pergen gewählten Formulierungen wörtlich (Kürzel der Form K II/37 verweisen auf Kratters „Briefe“, 2. Teil Seite 37, Kürzel der Form P 123 auf Pergens Beschreibung Punkt 123).

K I/133: Die Luft ist angenehm, schwer, und gesund, und die Innwohner müßten ein ansehnliches Alter erleben, wenn nicht Trägheit, und Unmässigkeit des Trunkes den heilsamen Einfluß des Klima vereitelten.

P 15: Die Luft ist weder rauh noch ungesund, ungeachtet es mitten im Sommer häufige Nebel gibt. Man findet auch viele alte Leute, und daß es weniger werden ist vielleicht der übermäßige Gebrauch des Brandweins Schuld.

K I/134 f.: Der Sand fängt an schon etwas ober Krakau¹⁶ und zieht sich an der Weichsel¹⁷ hin. Jemehr sich dieser Fluß von den Gebirgen entfernt, in desto

¹⁴ Gugitz: *Kratter*, S. 257 f., Bodi: *Tauwetter*, S. 248.

¹⁵ Briefe II/46.

¹⁶ Kraków (Polen).

¹⁷ Fluss, poln. Wisła.

grössere Strecken verbreitet sich der Sand, und zieht sich bis Zamosk¹⁸ und über Leszainsk¹⁹ gegen Lemberg, woselbst ganze Sandberge sind. Die Gegend von Pokutien zwischen den Flüssen Brusk²⁰ und Dniester²¹ ist voll Schiefersteine, und wechselt sehr mit Morästen ab. Man kann also leicht den Boden des Landes vermög seiner natürlichen Beschaffenheit in drei, freilich ziemlich ungleiche Theile abtheilen. Der eine besteht aus Gebirgen, und Morästen, die bei der itzigen Lage durchaus nicht urbar gemacht werden können, der zweite aus Woll²²- und Flugsand, der mehr zur Sommer- als Winterfrucht taugt, und der dritte aus guter fruchtbarer Erde.

P 16: Der Sand fängt schon ober Krakau an, erstreckt sich an der Weichsel hin und verbreitet sich in dem Verhältniß, als sich dieser Fluß von dem Gebirge entfernt, er ziehet sich also über Lezansk²³ gegen Lemberg hin. Die Gegend von Pokutien zwischen dem Pruth und Dniester ist voll Schiefersteine. [...]. Ueberhaupt kann man den Boden dieser Königreiche in Absicht auf die wirkliche oder mögliche Verwendung zum Getreidbau in drey fast gleiche Theile²⁴ abtheilen; einen nehmen die Gebirge und Moräste ein, wo der Pflug fast nicht gebraucht werden kann, der zweyte bestehet aus Well- und Flugsand, welcher selten das vierte Korn trägt, der dritte endlich ist fruchtbare Erde zum fünften Korn.

K I/147: Mehr als zwei Drittheile der Einwohner bestehen aus den sogenannten Russen, oder Rußniaken, unter welchem Namen man alles Landvolk von Rothreussen, der Woywodschaft Belz und Podolien versteht. Ihre Sprache weicht sehr vom eigenthümlichen Polnischen ab, und der Ritus ihrer Religion ist nach der griechisch-unirten Kirche.

P 6: Den größten Theil der Einwohner und über 2 Drittheile machen die Russen aus, weil hierunter alles Landvolk von Rothreußen und der Woywodenschaft Belz, desgleichen von Podolien gehöret, deren Sprache von der pohlnischen merklich unterschieden ist, wie sie dann auch eine verschiedene Religion und Sitten haben.

18 Zamość (Polen).

19 Leżajsk (Polen).

20 Kratter schreibt „Brusk“, es soll aber wie bei Pergen richtig Pruth (Fluss, poln., ukr. Prut) heißen.

21 Fluss, poln. Dnjestr, ukr. Dniester.

22 Bei Kratter steht „Wollsand“, es soll aber wie bei Pergen richtig Wellsand heißen.

23 Leżajsk (Polen).

24 Kratter spricht hinsichtlich der Beschaffenheit von drei ungleichen Teilen, Pergen hinsichtlich des Getreidebaus von drei gleichen Teilen.

K I/147 f.: Die sogenannten Armenier sind vor 600 Jahren von den russischen Herzogen aufgenommen worden, um sich ihrer gegen die Polen zu bedienen. [Sie] haben die armenische Sprache völlig vergessen; ihre Priester halten noch in selber den Gottesdienst, ohne sie zu verstehen.

P 8: Die so genannten Armenier sind vor 600 Jahren von den Russischen Herzogen aufgenommen und in den Kriegen wider die Pohlen gebraucht worden; [Sie] haben die Sprache ihrer Väter völlig vergessen [...].

P 10: wozu man noch die armenischen Gemeinden rechnen kann, die eben diesen Ritus beobachten und den Gottesdienst in armenischer Sprache halten, die aber weder Priester noch Layen verstehen.

K I/148: Die herrschende Religion ist die Römisch-katholische, welcher der ganze Adel zugethan ist, obgleich der größte Theil der Einwohner, nämlich das Landvolk, beinahe ohne Ausnahme sich zur griechisch-unirten Kirche bekennt. Ihr Gottesdienst wird in slavischer Sprache gehalten.

P 10: Die herrschende Religion ist die Römisch Katholische und dieser ist fast der ganze Adel zugethan; der größte Theil der Einwohner aber, nämlich die Russen sowohl in den Städten als auf dem Lande, bekennen sich zur griechisch unirten, und ihr Gottesdienst wird in Slavischer Sprache gehalten [...].

K I/148: Von Dissidenten sind wenig vorhanden, und die nicht unirten Griechen haben das einzige Basilianerkloster zu Skit²⁵ in Pokuzien.

P 11: Von den so genannten Dissidenten sind sehr wenige vorhanden, und zwar von denen Disunirten oder Schismaticis bloß das Basilianer Kloster zu Skit in Pokutien.

K I/149: Eine besondere, die ganz unbekannte Sekte verdient hier noch angemerkt zu werden, nämlich die Karaimen, oder auch Karaiten, welche eine Art Hebräer sind, die aber den Talmud nicht erkennen, und vielleicht schon darum eine Art besserer Menschen ausmachen. Sie tragen sich polnisch, bauen das Land ...

P 12: Die so genannten Karaimen machen eine besondere jüdische Sekte aus, sie sind von den übrigen Juden in der Kleidung und Sitten unterschieden, denn sie tragen sich polnisch und bauen das Feld.

25 Skit Maniawski (ukr. Manjavskyj Skyt).

K I/155: Viele polnische Edelleute zogen nach Kiow²⁶, und in die Ukraine, nachdem aus denselben die Tartaren verjagt worden sind, und verstanden die Kunst, die Zaporover Kosaken²⁷, die sie sich mit Zwang und Gewalt nicht unterwerfen konnten, mit Güte, mit Schmeicheleien, mit, dem Scheine nach, vielversprechenden Bedingnissen an sich zu ziehen. Kaum hatten sie sich zu ihren Herren gemacht, so warfen sie sich auch zu ihren Despoten auf, und zwangen sie zu allen Arten von Frohndiensten, die ihnen dadurch einen sehr grossen Vortheil verschafften, daß sie mit den vielen, gleichsam unentgeltlich erhaltenen Erzeugnissen dieser Länder, als Vieh, Getreid, Wachs, Hönig, Salpeter, einen besonders glücklichen Handel nach Danzig zu treiben wußten.

P 32: Als die Tartarn aus Kijow und der Ukraine vertrieben worden, zohen sich viele pohlnische Edelleute dahin, legten neue Dörfer an, unterwarfen sich die Zaporower Kosaken, ihre vormalige Allürte, theils mit Güte, theils mit Gewalt, und nöthigten sie zu Frohndiensten. Die dortigen fruchtbaren Gegenden verschafften ihnen Getreid, Vieh, Wax, Hönig, Salpeter etc. im Ueberfluß. Mit diesem handelten sie nach Danzig²⁸ [...].

K II/73: Fridrich Preschel hat zu Busk²⁹ eine Lederfabricke angelegt [...].

P 29: Der Kaufman Preschel von Lemberg hat zu Busk vor einigen Jahren eine Lederfabrike und Weißgärberey angeleget [...].

K II/76: Aus Hanf und Flachs, der im przemisler³⁰ Kreise häufig erzielt wird, und noch häufiger erzielt werden könnte, wird eine bos sehr grobe Leinwand verfertigt, und in ziemlicher Menge ausgeführt.

P 29: Aus dem Hanf und Flachs, welcher im Przemysler Distrikt gebauet wird, verfertigt man bos grobe Leinwand, die meist nach Hungarn und Danzig gehet.

K II/86: Nicht weniger reich ist Galizien an Sudsals, womit besonders der Fuß des karpatischen Gebirgs von dem Sanfluß an bis hin an die Gränze der Moldau bis zum Uiberfluß angefüllt ist. In einer einzigen Strecke sind über hundert

26 Kyjiv (Hauptstadt der Ukraine, dt. Kiew, poln. Kijów).

27 Saporoger (Saporoscher) Kosaken.

28 Gdańsk (Polen).

29 Busk(Ukraine).

30 Kreis mit Hauptstadt Przemyśl (Polen).

Salzkokturen [...]. Die beträchtlichsten Kokturen sind zu Halicz, Dobromül, Starasol, Drohobicz, Bobichow, Dolina, Rosniatow, Nadworno, Kossow, Pystin³¹ usw.

P 27: Sudsalz wird in Rothreußen häufig erzeugt und ist der Fuß des Karpatischen Gebirges von dem Sanfluß an bis hin an den Czizimus³², welcher die Moldau von Pokutien trennet, und noch weiterhin mit Salzquellen angefüllt. In dieser Strecke befinden sich gegen die 100 Salzkothen³³ [...]. Die beträchtlichsten sind bey Starasol, Dobromil, Drohobicz, Bobechow, Dolina, Kaluz³⁴, Rosniatow, Bohoroczany³⁵, Nadworna, Kossow, Pystin etc.

Es fällt auf, dass Kratter nur die topographische Landesbeschreibung von Pergen kopierte. In der Beurteilung der gesellschaftlichen Zustände verwendete Kratter die Pergensche „Vorlage“ nicht. Bei Anprangerung der vorgefundenen vielen Missstände ging Kratter, der seiner Leserschaft „etwas bieten“ wollte, weit über Pergen hinaus, wozu ihm auch die Vorgänge in den inzwischen vergangenen Jahren vielfältigen Stoff boten. In seinen Anekdoten über den Adel widmete er sich zum Beispiel über viele Seiten den furchtbaren Schandtaten einiger Grafen und Fürsten, unter denen es wie gewöhnlich gewesen war, dass Leute unter dem Prügel tot liegen blieben. Er machte diese Adeligen durch den ersten Buchstaben ihres Familiennamens auch kenntlich (K I/169–188). Ein eigener Brief beschäftigte sich mit dem „letzterstorbenen Weihbischof in Lemberg“, den Kratter, wenn die dem Bischof zugeschriebenen Taten tatsächlich geschehen waren, wohl zu Recht als „Ungeheuer im Priesterrocke“ bezeichnen konnte (K I/189–193). In gewissem Sinne kam Kratter dabei den Intentionen der österreichischen Regierung entgegen, da er am Schluss darüber berichtete, wie der Adel, seit ihm durch die österreichische Besitznahme die Freiheiten eingeschränkt wurden und Verordnungen gegen seine Zügellosigkeit erschienen waren, „sehr viel an Verfeinerung seiner Sitte gewonnen“ habe (K I/194). Ganz ähnlich wies Pergen darauf hin, dass die „Ungeheuer“ tot seien und solche Beispiele in der letzten Zeit

31 Halyč, Dobromyl', Stara Sil', Drohobyč, Bolechiv, Dolyna, Rožnjativ, Nadvirna, Kosiv, Pystyn' (alle Ukraine).

32 Gemeint ist der Fluss Czeremosz.

33 Anteile an Salinen.

34 Kaluš (Ukraine).

35 Bohoročany (Ukraine).

sehr selten geworden seien (P 44). Interessanterweise nannte Kratter nur wenige Geistliche, jedoch eine Vielzahl von Adeligen mit Namen, während Pergen umgekehrt viele Geistliche und nur wenige Adelige nannte.

Bezüglich der Juden machte Kratter eine kurz vor Erscheinen seiner „Briefe“ in Kraft getretene Verordnung Josephs II., die ihnen praktisch alle Verpachtungen verbot, dafür verantwortlich, dass auf einmal fünfzehntausend Bürgerfamilien brotlos wurden. Er stellte die rhetorische Frage, ob der Staat, der das Recht habe, einem Bürger einen Nahrungszweig zu verbieten, weil dieser die übrige Bürgerschaft schädige, nicht auch die Pflicht habe, ihm einen anderen Nahrungszweig anzuweisen. Ebenso wehrte sich Kratter gegen die Abschiebung armer Juden ins Ausland, soweit sie nicht mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren (K II/43–59). Die österreichische Regierung hätte darüber hinaus den Juden so wie den christlichen Ansiedlern Häuser bauen und Äcker und Gerätschaften zur Verfügung stellen müssen (K II/60–65).

Breiten Raum nahm bei Kratter die Kritik an den Gesetzen und ihrem Vollzug ein. Verbesserungen, die durch Gesetze angeordnet würden, würden wenn überhaupt nur zögerlich durchgeführt werden. Die meisten erlassenen Gesetze waren schon deshalb „zahnlos“, weil sie bei Nichteinhaltung oder Übertretung keine Strafen vorsahen. Kratters Vorschlag zur Verbesserung der Gesetze durch Experten nahm später Kaiser Franz auf, der den von Kratter hoch geschätzten Joseph Freiherrn von Sonnenfels³⁶ damit beauftragte, die Gesetzestexte kritisch durchzusehen und zu redigieren.

In sieben Briefen setzte sich Kratter mit der Arbeitsweise und der finanziellen Situation der Beamten auseinander. An den meisten von ihnen ließ er kein gutes Haar, sah die Schuld an ihrer Indolenz aber in ihrem zu geringen Einkommen. Angesichts der vielen Bankrott gehenden Beamten fragte er, wieso es kein Gesetz gegen fahrlässige Krida gebe, um damit die Schädigung Dritter – wie etwa Handwerksleute – zu vermeiden. Er verwies auf Sonnenfels, der in seinen politischen Schriften von der Behörde die Einrichtung eines Notfallfonds zur Gewährung von Gehaltvorschüssen gegen Ratenrückzahlungen verlangt hatte (K II/198–244). Dazu ist zu sagen, dass es durchaus die Möglichkeit gab, Gehaltvorschüsse gegen Ratenrückzahlung zu bekommen, dass aber die finanzielle Möglichkeit der sicheren Rückzahlung gewährleistet sein musste. Da der

36 Joseph Freiherr von Sonnenfels (1733–1817), Verwaltungsreformer, Schriftsteller, Professor an der Universität Wien.

Staat angesichts der andauernden eigenen finanziellen Notlage den Beamten nicht mehr zahlen konnte, andererseits aber nicht nur das Risiko von Kriden, sondern viel mehr noch das Risiko von Bestechungen von Beamten vermeiden wollte, bemühte man sich, nur solche Personen als Beamte einzustellen, von denen anzunehmen war, dass sie nicht so leicht in finanzielle Notlage gerieten.

Aus der Kritik an den Gesetzen und den Beamten ergab sich als logische Folge die Kritik an der Polizei, deren Beamte die Einhaltung der Gesetze zu überwachen hatten. So schrieb Kratter, die Polizei sei im ganzen Land „in der schlechtesten Verfassung“ und ganze Räuberbanden blieben ungesucht und unentdeckt (K II/45). Es sei bloß Schuld der Polizei, dass die Stadt so schlecht gesäubert werde, weil die dafür eingesetzten Gefangenen „mit der willkürlichsten Gemächlichkeit“ arbeiteten (K II/158 f.). Ironisch wies Kratter auf die strenge Polizei hin, von der sich die Huren jährlich ihr „Privilegium mit 10 Ruthenstreichen auf den nackten Hintern erkaufen“ müssten. Die Stadt sei voller Bordelle, die jenen Krämern und Handwerkern als Gewölbe zur Verfügung gestellt werden könnten, die jetzt an abgelegene Plätze und in die Vorstädte gedrängt würden (K II/186 f.).

Um Ordnung, Ruhe und Sicherheit herzustellen, müsse die Polizei in Lemberg und im ganzen Land „in eine neue Reform umgeschmolzen“ werden. Besonders auszustellen sei, „dass viele ihrer Beamten nicht sehr sittliche, nüchterne rechtschaffene Leute sind [...]. In Lemberg steht ein Mann an der Spitze der Polizei, der sich durch einen unedlen, niedern Charakter zum Gegenstand des Spottes und der Verachtung der ganzen Stadt gemacht hat. Spielen, Saufen und Huren sind seine täglichen Geschäfte. [...] Sein Herz ist boshaft, tückisch und voller Schadenfreude“. Kratter stellte die rhetorische Frage: „Was kann sich von einem solchen Manne, von dem eine ziemliche Uibersicht des lemberger Polizeiwesens abhängt, der Staat, die Sicherheit, die gute Sitte versprechen?“.

In einer Fußnote machte Kratter klar, dass er unter dieser Person nicht den Kreishauptmann Milbacher verstanden wissen wollte, der ein rechtschaffener, von allen geliebter Mann sei. (K II/177–181). Wenn es aber nicht der Kreishauptmann selbst war, der die Agenden der Polizei wahrzunehmen hatte, dann musste es wohl einer der vier Kreiskommissäre gewesen sein. Hofrat Johann Wenzel Freiherr von Margelik, der 1783 zu einer Kreisbereisung nach Galizien gesandt wurde, beschrieb den ersten Kommissär Schumpetter und den vierten Kommissär Prexel als „sehr langsam im Arbeiten“ und wusste vom zweiten

Kommissär Schenkenbach, „dass er den Trunk liebe“.³⁷ Vom dritten Kreis-kommissär Daniel Halama von Gitschin wird gleich die Rede sein.

Pergen hatte bereits 1774 in seiner Beschreibung Galiziens (P 165) auf die Notwendigkeit der „Einführung einer besseren Polizey“ hingewiesen: „Es ist aber alles in einer solchen Verwirrung, daß es wirklich viele Zeit und Mühe kosten wird, um es in das gehörige Licht zu setzen und wird das meiste zu erst nur stückweise bearbeitet werden müssen, bis man ein ordentliches System wird festsetzen können.“

Die bisherige Polizei war ausgerechnet nach dem Konzept von Sonnenfels tätig gewesen, von dem Kratter angenommen hatte, dass er vom „zu misstrauischen“ Kaiserhof „bei großen Ausführungen“ übergangen worden sei (K II/90). Das von Sonnenfels entwickelte Polizeisystem hatte sich nicht bewährt, weil es mit viel zu vielen Aufgaben belastet gewesen war, die es unmöglich machten, sich mit den momentanen Geschehnissen zu befassen.

Der Kaiser ernannte Graf Pergen mit Handbillett vom 27. Februar 1782 zum Niederösterreichischen Regierungspräsidenten³⁸ und beauftragte ihn mit der Entwicklung eines Planes zur Reform der Polizei. Nach der Erprobung des neu ausgearbeiteten Polizeisystems in Prag und Brünn ordnete der Kaiser die Schaffung von Polizeidirektionen in den wichtigeren Provinzhauptstädten an. Der frühere dritte Polizeikommissär in Lemberg Halama, der von Margelik als Mann mit tadellosen Eigenschaften beschrieben worden war und inzwischen als Kreishauptmann in Stanisławów³⁹ tätig gewesen war, wurde im Juli 1785 zur Einschulung und Prüfung nach Wien gesandt. Er erhielt ein hervorragendes Zeugnis, das Pergen dem für die galizischen Angelegenheiten zuständigen böhmisch-österreichischen Obersthofkanzler Graf Kolowrat⁴⁰ mit dem Bemerkten weiterleitete, dass Halamas künftigen Chef Graf Brigido dessen moralische Eigenschaften wohl bestens bekannt sein müssten, worauf der Kaiser im August Halama zum Polizeidirektor in Lemberg ernannte. Damit war Galizien in den Rang jener Provinzen vorgerückt, in denen die Aufgaben der Polizei nicht von der Landesregierung, sondern von einem eigenen Verwaltungskörper wahrgenommen wurden.⁴¹ Kratter hatte also mit seiner Kritik an der Lemberger Polizei durchaus die Reform der Polizei durch Pergen unterstützt, die ziemlich gleichzeitig mit dem Erscheinen der „Briefe“ in Kraft trat.

37 Schembor, *Galizien*, S. 316.

38 Ebenda, S. 206.

39 Heute Ivano-Frankivs'k (Ukraine).

40 Leopold Graf Kolowrat-Krakowsky (1727–1809).

41 Schembor: *Galizien*, S. 150, 214.

Weitere amtliche Quelle(n)

Es stellt sich nun die Frage, wie Kratter zu den amtlichen Quellen, deren Daten er verwendete, gekommen war. Von der Topographie ist bekannt, dass er Pergens Beschreibung aus dem Jahr 1774 benutzte. Exemplare dieser Beschreibung mochten sich damals bei Pergen selbst und einzelnen Mitarbeitern Pergens erhalten haben, ein Exemplar wird als Akt bei der galizischen Landesregierung vorhanden gewesen sein und ein Exemplar existierte in der Hofkanzlei in Wien. Dieses letztgenannte Exemplar liegt heute im Österreichischen Staatsarchiv auf. Die Statistiken, die Kratter in seinen „Briefen“ verwendete, konnten nur von galizischen Beamten erstellt worden sein und müssten ebenfalls bei den erwähnten Behörden vorhanden gewesen sein.

Kratter muss aber überhaupt erst von irgendwem über die Existenz dieser Daten informiert worden sein. Dass ein einzelner galizischer Beamter ohne Kenntnis seiner Vorgesetzten einem privaten Schriftsteller Einsicht gewährt hätte, ist angesichts des von jedem Beamten abgelegten Eides, über Behördenvorgänge und Akteninhalte Stillschweigen zu bewahren, höchst unwahrscheinlich. Das Gleiche galt auch für den galizischen Landesgouverneur in Lemberg und den Leiter der Hofkanzlei in Wien. Beide hätten aber beim Kaiser um die Ausfolgung der Daten an Kratter ansuchen können.

Als Informant könnte aber auch Pergen selbst fungiert haben. Es ist auch leicht möglich, dass Kratter mit Halama in Wien zusammengetroffen war, als sich dieser zur Prüfung hier befand, und sich Halama bei Pergen für Kratter verwendete. Auf jeden Fall hätte Pergen den Kaiser um die Erlaubnis gebeten, Kratter die entsprechenden Daten über Galizien zur Verfügung zu stellen und nach Genehmigung ihm die unter seiner Federführung entstandene Landesbeschreibung wie auch die neueren Statistikdaten ausgehändigt.

Die Wiedergabe von Teilen der Pergenschen Landesbeschreibung war problemlos. Die vehementen Angriffe auf einzelne Personen waren für den Kaiser insofern ohne Belang, als er selbst durchwegs von den Angegriffenen keine gute Meinung hatte und damit die Kratterschen Äußerungen als Unterstützung seiner Bemühungen sehen konnte, diese dem Fortschritt im Sinne der Aufklärung und der Schaffung eines geordneten Gemeinwesens hinderlichen Personen auszuschalten. Selbst die Angriffe auf seine Person unterstützten den rastlos tätigen Kaiser in seinen Anstrengungen, seine Reformen möglichst rasch umzusetzen, da

Kratter durch seine Vorwürfe die Öffentlichkeit zu überzeugen suchte, dass eine Reihe neuer Vorschriften notwendig waren und schon vorhandene Gesetze mit größerer Durchsetzungskraft vollzogen werden sollten. Wenn Kratter die eine oder andere Anordnung kritisierte, dann konnte der Kaiser auch diesen Tadel als Anregung zur Verbesserung auffassen. So erklärt sich wohl auch die überlieferte Äußerung des Kaisers gegenüber Personen, die von ihm ein Einschreiten gegen Kratter wünschten, er, der Kaiser selbst, sei doch auch betroffen – und wehre sich nicht dagegen!

In Hinblick auf das Verlangen der Betroffenen, die Zensur möge Kratters „Briefe“ verbieten, muss darauf hingewiesen werden, dass damals Personenschutz nur durch Zensurmaßnahmen möglich war. Die praktisch keine Schranken kennende Verunglimpfung von Personen, unabhängig davon, ob die berichteten Fakten stimmten oder nicht, in Verbindung mit ihrer Nennung mit vollem Namen oder durch den ersten Buchstaben ihres Namens zusammen mit ihrer Tätigkeit, so dass sie leicht identifizierbar waren, wie dies bei Kratter geschah, spricht jedem einfachsten Personenschutz Hohn. So erklärt sich, dass schon allein aus diesem Grund Kaiser Franz II. (I.) hier von seinem Onkel Joseph II. als großem Vorbild abrückte und die Zensur, so weit es nicht schon unter seinem Vater Leopold II. geschehen war, wieder stärker wirken ließ.⁴²

Kratters Kritiker Alphons Heinrich Traunpaur

Die *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beitrag zur Staatistik und Menschenkenntnis* erschienen, wie die Titelblätter der beiden Teile ausweisen, 1786 in Leipzig „Im Verlag G. Ph. Wucherers, und in Kommission bei G.J. Beer“. Der Autor wurde nicht genannt. Schon im Jahr darauf erschienen in „Wien und Leipzig bei G. Wucherer und E. Beer“ die *Dreißig Briefe über Galizien oder Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr, als nur ein paar Monate in diesem Königreiche umgesehen hat*, ebenfalls anonym.

Der Titel des zweitgenannten Werkes suggeriert als Gegenschrift des erstgenannten über Galizien besser und umfangreicher zu berichten. Dem ist aber nicht

42 Nach dem Tod von Joseph II. (1741–1790) übernahm dessen Bruder Leopold II. (1747–1792) die Regierung, der jedoch schon nach zwei Jahren starb. Auf ihn folgte Leopolds Sohn Franz II. (I.) (1768–1835).

so. Die „Dreißig Briefe“ enthalten nichts bedeutend Neues. Die gewählte Briefstruktur hat überhaupt keine Bedeutung mehr und wirkt aufgepflöpft. Der schon auf der ersten Seite behaupteten Tatsache, dass der Autor sich acht Jahre lang und nicht wie sein Gegenpart nur „ein paar Monate“ in Galizien aufgehalten hat, wird das Buch in keiner Weise gerecht. Merkwürdigerweise war der Autor, wie er selbst schreibt, diese ganze lange Zeit über nie in der Hauptstadt Lemberg und wollte auch nie dorthin kommen!

Der Autor Alphons Heinrich Traunpaur schwankt zwischen der Feststellung, dass ihm der Autor der „Briefe über den itzigen Zustand“ bis jetzt „noch unbekannt“ sei⁴³ und der Nennung Kratters im so genannten Anhang, der den dreißig Briefen folgt und von einem „andern Verfasser“ stammen soll. Kratter wird dabei in einem zitierten Brief aus dem Jahr 1786 eines in den „Briefen über den itzigen Zustand“ übel weggekommenen Grafen erwähnt. Der Graf versprach demjenigen, „der Herrn Kratter dahin bringen könnte, Galizien noch einmal zu betreten“, zweihundert Dukaten.⁴⁴ Kratter lebte später durchaus in Galizien, ob die ausgelobte Summe bezahlt wurde, ist nicht bekannt.

Traunpaur's „Briefe“ sind jedenfalls nicht viel mehr als eine Sammlung mehr oder minder geistreicher Anekdoten und Aphorismen. Einige Fehler Kratters stellt der Autor richtig, im großen Ganzen folgt er ihm jedoch durchaus. Er kritisiert verschiedene noch vorhandene Missstände im Land, lobt aber insgesamt die Beamten wie etwa die Kreiskommissäre, für die man vor allem „junge und thätige Nationalisten, die bereits der deutschen Sprache kündig sind“, wähle, die ihren Landsleuten nicht nur die Willensmeinung „ihres neuen und besten Königs“ vermitteln, sondern ihnen auch „zu der heilsamen Aufklärung“ verhelfen.

Auf der letzten Seite seines Werkes beklagte sich Traunpaur über die „in dem aufgeklärt seyn wollenden Lemberg“ vorhandenen „niedrigen Glieder der dortigen hohen Schule“, die Kratters „Briefe“ auf einem Galgen aufgehängt hatten und wünschte für seine Briefe das gleiche, um damit den Beweis zu erhalten, dass „auch er die Schuldigen ziemlich gut getroffen haben müsse“.⁴⁵ Dieser Wunsch Traunpaur's ging aber nicht in Erfüllung.

Alphons Heinrich Traunpaur, Chevalier d'Ophanie, wurde 1734 in Brüssel in den damals österreichischen Niederlanden geboren, war katholisch und ledig. Er

43 Traunpaur, *Dreißig Briefe*, S. 161.

44 Traunpaur, *Dreißig Briefe*, S. 190.

45 Traunpaur, *Dreißig Briefe*, S. 192.

hatte 45 Jahre bei verschiedenen Regimentern gedient, bis er schließlich 1782 in Triest beim Reisskyschen Regiment mit 600 fl. in Pension ging. Er begab sich darauf nach Wien, wo er bis 1785 blieb. Traunpaur wurde zur Durchführung der Konkription nach Galizien beordert und kommandierte dort den hohenlohschen Werbbezirk. 1787 schrieb er die „Dreißig Briefe“ und im Jahr darauf kehrte er wieder in den Pensionsstand und nach Wien zurück.

Die „Dreißig Briefe“ wurden weder auf einen Galgen gehängt, noch von der Zensur beanstandet. Zehn Jahre später war dann alles anders. Am 18. Mai 1797 erschien nämlich in der in Regensburg herausgegebenen französischsprachigen Zeitung *Le Mercure universel* unter der Überschrift „Note sur les prisonniers d'état“ eine höchst dubiose Meldung über die heimliche Hinrichtung von elf österreichischen Staatsgefangenen. Graf Saurau, der den inzwischen zum obersten Polizeichef Österreichs ernannten Graf Pergen vertrat, war höchst verärgert, da in Österreich „jedes nach den Gesetzen gefällte Urteil den Verbrechern ohne Ausnahme ordentlich kundgemacht und die Bestrafung öffentlich vollzogen werden“ musste. Er verlangte vom k. k. bevollmächtigten erzherzoglich-österreichischen Direktorialgesandten bei der allgemeinen Reichsversammlung Joseph Karl von Fahnenberg den Urheber dieser Meldung zu erkunden, damit er ihn dem Kaiser melden konnte.⁴⁶ Der Regensburger Stadtmagistrat vernahm darauf den Herausgeber des *Mercure universel*, den Chevalier Franz Stephan August de Paoli, der erklärte, die abgedruckte Information sei ihm lediglich als ein Gerücht mitgeteilt worden und zwar von einem seiner Korrespondenten in Wien, nämlich Baron von Traunpaur, der lange Zeit Capitaine⁴⁷ in k.k. Diensten gewesen und jetzt in Pension sei.⁴⁸

Fahnenberg wies darauf hin, dass der Zeitungsschreiber gegen den Willen der Stadt Regensburg und auf Empfehlung Erzherzog Carls die Konzession erhalten habe. Gleichzeitig überreichte er Saurau den Widerruf der Meldung, der im *Mercure universel* am 14. Juni 1797 erschienen war.⁴⁹

Da Baron von Traunpaur der Militärbehörde unterstand, wandte sich Saurau an den kommandierenden General Feldmarschallleutnant Grafen Kinsky mit

46 Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Polizeihofstelle (in der Folge: PHSt.) 338/1797, Saurau an Fahnenberg, Wien, 1.6.1797.

47 Hauptmann.

48 PHSt. 338/1797, Magistrat der Stadt Regensburg, Registratursauszug vom 7.6.1797.

49 PHSt. 338/1797, Fahnenberg an Saurau, Regensburg, 9.6.1797.

dem Ersuchen, den Genannten zur Verantwortung zu ziehen, und ließ erkennen, dass er sich durchaus vorstellen könnte, diesem Manne jede Übersendung von Neuigkeiten an Zeitungsschreiber bei Androhung des sonstigen Verlustes seiner Pension zu verbieten.⁵⁰

Traunpaur hatte den Herausgeber Chevalier de Paoli im Oktober des Vorjahres kennengelernt. Der Chevalier, der selbst ein emigrierter Niederländer war, hatte Traunpaur ersucht, ihm von Zeit zu Zeit Neuigkeiten aus Wien mitzuteilen. Zu der Meldung über die heimliche Hinrichtung der elf Staatsgefangenen erklärte der Baron bei seiner Einvernahme, er habe „im Kramerischen Kaffeehaus“⁵¹ einen dicken Herrn einem anderen erzählen gehört, es sei ein Geistlicher mit verbundenen Augen in ein unterirdisches Behältnis geführt worden, um dort elf Staatsgefangene zum Tod zu bereiten, wovon einige erdrosselt, andere aufgehängt worden sind“. Dies habe er, Traunpaur, dem Chevalier de Paoli als einen Beweis mitgeteilt, „was hier in Wien für Lügen im Gang zu sein pflegen“. Mit der folgenden Post habe er ohnehin den Chevalier darauf hingewiesen, dass nichts an der Sache sei. Darauf warf man dem Baron vor, dass er als gedienter Offizier wissen und überlegen hätte sollen, „dass es selbst in den Kriegsartikeln verboten sei, dem Staat ungünstige Nachrichten, wenn sie auch wahr sind, zu verbreiten, geschweige denn, eine offenbar unwahre Erzählung, die die peinliche Verfassung der österreichischen Monarchie im Ausland und selbst bei unerfahrenen Inländern herabsetzt, durch Zeitungen kundzumachen“.

Der Baron erklärte, dass er nie daran gedacht habe, dass diese Geschichte im Druck erscheine. Den französisch sprechenden Mann, der diese Neuigkeit im Kramerischen Kaffeehaus erzählt hatte, hielt er für einen Italiener, kannte ihn aber nicht und hatte ihn ebenso wie dessen Gesprächspartner weder vorher noch nachher wieder gesehen.⁵²

Es ist schwer zu sagen, ob der Herr Baron von Traunpaur wirklich so naiv war, wie er bei seiner Einvernahme vorgab, feststeht aber jedenfalls, dass seine Meldung eine reine Erfindung war. Graf Kinsky belegte den Baron mit einer vier-tägigen Arreststrafe und verbat ihm bei Bedrohung des Verlustes seiner Pension die Übersendung jedweder Neuigkeiten an Zeitungsschreiber!⁵³

50 PHSt. 338/1797, Saurau an Kinsky, Wien, 14.6.1797.

51 Das Kramerische Kaffeehaus mit seinen vielen in- und ausländischen Zeitungen befand sich in Wien im heute nicht mehr existierenden Schlossergassel.

52 PHSt. 338/1797, Konstitut vom 20.6.1797.

53 PHSt. 338/1797, Kinsky an Saurau, Wien, 21.6.1797.

Der *Mercure universel* hatte schon vierzehn Tage vor der schauerlichen Geschichte über die heimliche Hinrichtung der elf Staatsgefangenen einen anderen falschen Beitrag über Österreich gebracht. In der Nr. 105 vom 3. Mai 1797 berichtete er aus einem angeblichen Brief aus Wien vom 27. April, dass in Graz zweitausend Unzufriedene versucht hätten, mit Napoleon in nähere Verbindung zu treten, dieser sie aber mit Verachtung behandelt hätte und sogar erklärte, sie erschießen zu lassen, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernten. Am 19. Mai musste der *Mercure universel* die Mitteilung widerrufen.⁵⁴

Der Verleger Georg Philipp Wucherer

Sowohl die *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien* von Kratter als auch die als Gegenschrift gedachten *Dreißig Briefe über Galizien* von Traunpaur erschienen im Verlag von Georg Philipp Wucherer, die einen 1786, die anderen 1787. Die Geschichte dieses Verlages hat zuletzt Toshiro Uemura in seiner Dissertation⁵⁵ ausführlich behandelt, die in den *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* in Kurzform erschien.⁵⁶ Es sollen hier daher nur einige besondere Aspekte angesprochen werden.

Die Tatsache, dass es erlaubt war, verbotene Druckwerke in Österreich zu drucken und zu verlegen, wenn sie für das Ausland bestimmt waren und nicht in Österreich verkauft wurden, nutzte Wucherer und erwarb sich damit sicher ein Gutteil seines Einkommens. Der Polizei blieb aber nicht unbekannt, dass Wucherer solche Bücher und Broschüren unter dem Ladentisch auch in Österreich verkaufte. Nach einem langen Katz- und Mausspiel gelang es ihr im Juli 1789 endlich, ihn mit dem Verkauf eines Buches an einen als ungarischen Kavalier verkleideten Polizeivertrauten einer gesetzwidrigen Handlung zu überführen. Es ging um das 1788 von ihm verlegte Buch *Die gesunde Vernunft oder die übernatürlichen Begriffe im Widerspruche mit den natürlichen*, dessen Autor Paul Henri Thiry d'Holbach (1723–1789) anonym geblieben war. Kaiser Joseph II.

54 Franz Martin Mayer: *Steiermark im Franzosenzeitalter*. Graz: Leykam, 1888, S. 84 f.

55 Toshiro Uemura: *Die Öffentlichkeit anhand der Wiener Broschüren zur Zeit Josephs II. Die Informationsverbreitung unter dem aufgeklärten Absolutismus*. Diss. Universität Wien, 2011.

56 Toshiro Uemura: Die Öffentlichkeit zur Zeit Josephs II. am Beispiel der Wiener Broschüren. Informationsverbreitung im aufgeklärten Absolutismus. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2012-1, S. 115–121.

befahl, das Buch der Zensurkommission vorzulegen und wenn es verboten sei, „Wucherer, der ein bekannter Bösewicht ist, zu überfallen⁵⁷, zu arretieren und nach Befund zu bestrafen“. Damit begann das Ende des Buchhändlers Wucherer in Wien, das erst in drei Jahren erreicht werden sollte und drei Kaiser beschäftigte.⁵⁸

Es war sicher kein Zufall, dass sich die Polizei bemüht hatte, ausgerechnet dieses Buch käuflich zu erwerben, von dem Pergen sagte, es sei ein „berichtigtes, mit atheistischen Sätzen angefülltes und die geoffenbarte Religion gänzlich untergrabendes Werk“. Da Wucherer Vorsteher bei der Verbrüderung der so genannten Deutschen Union geworden war, stuft ihn Polizeioberdirektor Beer⁵⁹ als schädlich und gefährlich ein und sprach sich für dessen Abschaffung aus allen k.k. Staaten aus, weil er anderswo in der Monarchie und vor allem in Ungarn noch gefährlicher werden konnte.

Der Kaiser wollte Wucherers Verlag durchsuchen lassen⁶⁰ und wenn sich dort weitere Beweise fänden, ihn „simpliciter dem Kriminalgericht übergeben“. Der Polizeioberdirektor scheute sich nicht, den Kaiser zu belehren, dass es, um „rechtsbeständig dezidieren zu können, ob der arrestierte Wucherer dem Kriminalgericht zur gesetzmäßigen Bestrafung zu übergeben ist“, einer Voruntersuchung von Seite der Polizei mit Zuziehung zweier Magistratsräte bedürfe. Erst aus dieser Voruntersuchung lasse sich rechtlich bestimmen, ob Wucherer an das Kriminalgericht zu übergeben sei.⁶¹

Wucherers Wohnung wurde durchsucht, wobei man vor allem im Keller und Holzgewölbe zahlreiche Titel fand, von denen er die meisten, wie er im Verhör angab, als Makulatur zur Pappendeckelerzeugung für Kalender verwenden wollte.

Zu einem Konzept mit dem Titel „Die Deutsche Union“ erklärte Wucherer, dass diese Verbrüderung vor eineinhalb Jahren von dem inzwischen verhafteten Dr. Bahrdt⁶² in Halle mit dem Zweck, die Aufklärung zu fördern, gegründet worden war. In dem von ihr verbreiteten Schrifttum sprach man sich auch für die Abschaffung der Monarchien und die Vorbereitung von Revolutionen aus.⁶³

57 Gemeint ist, ohne Vorankündigung eine Hausdurchsuchung durchzuführen.

58 Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Pergen-Akten (in der Folge: Pergen-Akten) IX B 5, fol. 2 H1, Note von Beer, Wien, 25.7.1789.

59 Franz Anton von Beer (ca. 1737–1796).

60 Pergen-Akten IX B 5, fol. 4–5 H2, Note von Beer, Wien, 29.7.1789.

61 Pergen-Akten IX B 5, fol. 7–8 H3, Note von Beer, Wien, 4.8.1789.

62 Karl Friedrich Bahrdt (1741–1792), deutscher evangelischer Theologe und Schriftsteller.

63 Ernst Wangermann: *Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen*. Wien-Frankfurt-Zürich: Europa Verlag, 1966, S. 53 f.; Pergen-Akten IX B 5, fol. 100–105 H26, Vortrag von Pergen, Wien, 24.2.1791.

Wucherer war Mitglied dieser Gesellschaft geworden und hatte sich dabei Gewinne aus Druckaufträgen erhofft.

Bei den meisten Titeln handelte es sich um Satiren gegen den Klerus oder um „Privatkritiken“, nur zwei waren „in Ansehung des Landesfürsten sehr anstößig“. Als Autoren der Manuskripte und anonym gedruckten Bücher nannte Wucherer einige bekannten Namen, manche Manuskripte wollte er auch von Unbekannten erhalten haben. Manuskripte, von denen er der Meinung war, dass sie die Zensur nicht genehmigen würde, reichte er erst gar nicht ein, sondern druckte sie und sandte sie zum Verkauf ins Ausland.

Die Untersuchungskommission stellte am 24. September 1789 zur Frage, ob die Handlungen des Wucherer zum Kriminalverfahren geeignet seien, fest, dass es einerseits ganz offenbar sei, „dass selber durch Drucken und Verkauf der allhier verbotenen Pieçen zuwider den politischen Verordnungen gehandelt und nicht nur allein dieserwegen, sondern auch aus der Ursache eine Ahndung verdient habe, weil er der Deutschen Union beigetreten ist und als Diözesan noch andere hiezu einverleiben gemacht hat.“

Was hingegen einen bei Wucherer gefundenen geschriebenen Bogen betraf, welcher in „ärgerlichen“ fünf Grundsätzen und zwölf Maximen der Religion und dem Landesfürsten Gefahr androhte, so war er „einer bösen Absicht weder geständig noch irgend auf eine Art zu überweisen, die doch zur Kriminalbehandlung unumgänglich erforderlich ist, noch weniger aber ist eine wirkliche Tathandlung eines Unternehmers des Wucherer mit diesem Bogen vorhanden oder nur eine auf Grund beruhende Spur hievon anzugeben.“ Er konnte also entgegen dem Willen des Kaisers nicht dem Kriminalgericht übergeben werden.⁶⁴ Tatsächlich wurde Wucherer zum Verweis aus allen k.k. Staaten und zur Zahlung von eintausend Dukaten Strafe verurteilt, wobei letzteres sogar ein Entgegenkommen war, weil die Strafe für im Inland verkaufte verbotene Bücher laut Regierungsverordnung in Niederösterreich vom 14. April 1787 fünfzig Gulden für jedes Exemplar der verbotenen, unzensurierten und verbreiteten Bücher betrug.⁶⁵ Der Verkauf dieser Bücher im Ausland war bisher erlaubt gewesen und war daher Wucherer nicht zur Last gelegt worden. Der Kaiser nahm jedoch den Vortrag Pergens in Betreff der Bestrafung Wucherers zum Anlass, zu befehlen,

64 Pergen-Akten IX B 5, fol. 10–41 H4, Verhörprotokoll, Wien, 7.–25.8.1789; fol. 47–63 H6, Bericht, Wien, 24.9.1789.

65 Pergen-Akten IX B 5, fol. 100–105 H26, Note von Pergens, Wien, 24.2.1791.

dass jeder Buchdrucker, der hier gedruckte, der Zensur nicht vorgelegte oder von ihr nicht approbierte „unanständige Schriften“ auch außer Landes verbreitet, „unnachsichtlich mit einer angemessenen körperlichen Strafe belegt werden solle“. Das rief den Widerspruch Pergens hervor, der den Kaiser darauf hinwies, dass damit die bisher bestandenen Normalien aufgehoben würden. Er erbat sich vom Kaiser ein diesbezügliches Handbillet an den Obersten Hofkanzler, damit das Nötige an die Zensurhofkommission und die Länderstellen erlassen werden könne und wurde vom Kaiser belehrt, dass er ein solches bereits erlassen habe!⁶⁶

Wucherer wurde am 21. November 1789 abgeschoben, wobei ihn der Wiener Polizeiaufseher Ohs bis an die Grenze nach Schärding begleitete. Von dort reiste Wucherer mit seiner Familie nach Passau weiter.⁶⁷ Damit war aber der Fall Wucherer noch lange nicht abgeschlossen. Wucherer hatte in Wien sein Lager zu räumen, wollte seine Realitäten verkaufen und das Geld von mehr als dreißig Schuldnern eintreiben.⁶⁸ Nach längerem Hin und Her wurde ihm von Kaiser Leopold gestattet, für sechs Wochen nach Wien zurückzukehren.⁶⁹

Wucherer war am 13. Oktober 1790 in Wien eingetroffen, bat kurz darauf um eine Fristverlängerung⁷⁰ und am 15. Jänner 1791 um die Erlaubnis, für immer in den österreichischen Erbstaaten bleiben zu dürfen, wobei er sich jedes Buchhandels und Druckwesens enthalten und „durch anderweitige Geschäfte als treuer Untertan und emsiger Bürger“ leben wollte. Der Kaiser sandte das Gesuch zur Begutachtung an Pergens, der in seinem Gutachten schrieb, er getraute sich nicht Bürge für Wucherers Behauptung sein, sich des Buchhandels vollkommen zu enthalten, da er jedoch aus der Bezeichnung des Gesuchs durch den Kaiser ersehen hätte, dass dieser ihn gnädig behandeln wollte, schlage er vor allem in Rücksichtnahme auf Wucherers unschuldige Frau und Kinder vor, ihm den Aufenthalt von Zeit zu Zeit zu verlängern und mit sechs Monaten zu beginnen, wobei ihm dazu gesagt werden sollte, dass er mit des Kaisers weiterer Nachsicht rechnen

66 Pergens-Akten IX B 5, fol. 64 H7, Note von Pergens, Wien, 17.10.1789.

67 Pergens-Akten IX B 5, Rapport, Wien, 21.11.1789.

68 Pergens-Akten IX B 5, Wucherer an Pergens, Passau, 20.12.1789.

69 Pergens-Akten IX B 5, fol. 72-78 H14-H16, Wucherer an Pergens, Wien, (Datum unbekannt); Majestätsgesuch von Wucherer, Passau, 12.7.1790; Vortrag von Pergens, Wien, 13.8.1790.

70 Pergens-Akten IX B 5, fol. 79 H17, Rapport, Wien, 15.10.1790; fol. 80-81 H18, Majestätsgesuch, Wien, 28.10.1790; fol. 82-83 H19, Bericht der Polizeiberedirektion, Wien, 29.10.1790; fol. 85-86 H20, Note von Pergens, Wien, 30.10.1790; fol. 89-92 H21, Wucherer an Pergens, Wien, 13.11.1790.

könnte, wenn er sich nichts zu Schulden kommen ließe. Diesem Vorschlag Pergens stimmte der Kaiser zu.⁷¹

Man hätte nun wohl annehmen können, dass Wucherer damit seinem Ziel ein gehöriges Stück näher gekommen sei. Wucherer wandte sich dagegen mit einer Bittschrift an den Kaiser und beschwerte sich darin über die Polizei. Kaiser Leopold gab darauf dem Obersten Justizpräsidenten Graf Seilern⁷² den Auftrag, die Angaben Wucherers zu untersuchen.⁷³ Graf Seilern ersuchte Pergen um seine Stellungnahme, der sich in einer langen Auseinandersetzung mit den Vorhalten Wucherers mit Anschluss aller Akten direkt an den Kaiser wandte.

Pergen machte die Position der Polizei und der ihm untergebenen Beamten klar. Nicht ein Polizei-Richter-Amt habe das Urteil gesprochen, sondern der Kaiser selbst, der „als Gesetzgeber auch der einzige und beste Erklärer der gegebenen Zensurgesetze hat sein können“. Das Polizeiamt habe lediglich die Befehle des Monarchen als des obersten Richters befolgt. Es käme bei der ganzen Sache nur darauf an, ob das Polizeiamt bei Entdeckung dieses Polizeiverbrechers⁷⁴ und bei Befolgung des kaiserlichen Spruches etwas Willkürliches oder Unordentliches begangen habe, und ob das Urteil gegen den Verbrecher zu streng ausgefallen und ihm auf solche Art Unrecht geschehen sei.

Vollends absurd war schließlich die Behauptung Wucherers, die Polizeibeamten hätten bei Beschlagnahme seiner Papiere ein „Kautionsinstrument für einen Dritten“ gestohlen. Die beschuldigten Polizeibeamten boten an, zu beschwören, dass ihnen ein solches Instrument nie zu Gesicht gekommen war. Außerdem hatte ein solches Papier für den Dieb keinerlei Nutzen. Kaiser Leopold sandte Pergens Stellungnahme zur Begutachtung an Seilern.⁷⁵ Über den weiteren Verlauf fehlen leider die Unterlagen.

Ein Handbillett von Kaiser Franz vom 15. Mai 1792 zeigt jedoch, dass Wucherer in Wien mit der Behauptung aufgetaucht war, der Kaiser habe dessen Anwesenheit erlaubt. Die Nachfrage beim Kaiser ergab, dass diese Angabe falsch

71 Pergen-Akten IX B 5, fol. 95–96 H23, Majestätsgesuch, Wien, 15.1.1791; fol. 97–98 H24, Vortrag von Pergen, Wien, 27.1.1791.

72 Christian August Graf Seilern (1717–1801).

73 Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Kabinettsarchiv, Handbillettenprotokoll (in der Folge: Handbillettenprotokoll) 1791, Nr. 229 vom 16.2.1791.

74 Polizeiverbrecher deshalb, weil zwischen Polizei- und Kriminalverbrechen unterschieden wurde und die Übergabe des Falles an das Kriminalgericht durch die Ergebnisse der Voruntersuchung ausgeschlossen worden war.

75 Handbillettenprotokoll 1791, Nr. 271 vom 25.2.1791.

und Wucherer sogleich wieder abzuschaffen war!⁷⁶ Die Versteigerung bzw. der Verkauf brachten schließlich im Jahr 1793 das Ende der Wuchererschen Buchhandlung.⁷⁷

Kratters weiteres Leben

Franz Kratter war offensichtlich nach seinem halbjährigen Aufenthalt in Lemberg wieder nach Wien zurückgekehrt, wo er im Mai 1786 als Sekretär beim Fürsten Karl von Liechtenstein tätig war.⁷⁸ Im Jahr 1790 tauchte er wieder in der Hauptstadt Galiziens auf. Er fand eine Beschäftigung als Kassier bei der k.k. Koscherfleischauflagsdirektion⁷⁹, die ihn, wie man verstehen kann, nicht besonders erfüllte. Kratter wandte sich, um eine Lehrkanzel an der Wiener Universität zu erhalten, an Gottfried van Swieten⁸⁰, der ihn jedoch keiner Antwort würdigte.

Neben seiner Tätigkeit als Kassier war Kratter auch schriftstellerisch tätig und gewann mit seinem Theaterstück *Die Verschwörung wider Peter den Großen* sogar den Preis der kurfürstlichen deutschen gelehrten Gesellschaft zu Mannheim für das beste eingesandte Trauerspiel.⁸¹ Diesem Werk schlossen sich weitere erfolgreiche Dramen an. Seine weiteren Versuche, eine seinen Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung bei der Regierung zu erhalten, blieben dagegen erfolglos. Im Jahr 1800 wurde er durch Heirat Besitzer eines Landgutes und Heilbades bei Lemberg.

Kratter war schließlich für die Lemberger Bühne tätig, dessen Direktor er von 1814 bis 1824 war. Als Theaterschriftsteller, dessen Stücke auch auf verschiedenen anderen Bühnen Europas, darunter dem Burgtheater in Wien, aufgeführt wurden, wirkte Kratter bis zu seinem Tod im Jahr 1830.⁸²

76 Handbillettenprotokoll 1792, Nr. 1019 vom 15.5.1792.

77 Toshiro Uemura, *Öffentlichkeit*, S. 106–113.

78 Wienbibliothek im Rathaus (Wiener Stadt- und Landesbibliothek), Handschriftensammlung, Autograph H.I.N. 127815, Brief Kratters an Unbekannt, Wien, 17.5.1786.

79 Um von den Juden auf einfache Art die Steuer einheben zu können, wurde das koschere Fleisch mit einem Aufschlag versehen.

80 Gottfried Freiherr van Swieten (1734–1803), Präfekt der Hofbibliothek.

81 Gugitz: *Kratter*, S. 262 f., 265, 270.

82 Gugitz: *Kratter*, S. 273–277.

Zusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag wurde gezeigt, dass der Autor der *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien* Franz Kratter dieses zweibändige Werk nicht, wie bisher anzunehmen war, als Privatmann nur nach eigenen Erfahrungen und Erkundungen abfasste, sondern von der österreichischen Regierung tatkräftig unterstützt wurde, die ihm wichtige Informationen zur Verfügung stellte. Wenn auch nur die Verwendung topographischer Daten und Statistiken nachgewiesen werden kann, so ist nicht auszuschließen, dass Kratter über das bereits bei Perggen vorhandene Material hinaus gehende Hinweise zur Beschreibung von Persönlichkeiten erhielt, die freilich nur mündlich erfolgt sein werden.

Ob man von Seite der Regierung in der Veröffentlichung der Daten bereits eine Unterstützung der Regierungsarbeit sah, lässt sich schwer sagen. Die in einzelnen Punkten recht kritische Bestandsaufnahme und der Tadel an der zu langsamen Umsetzung verschiedener Maßnahmen kann jedenfalls durchaus als Unterstützung des Kaisers angesehen werden, da dieser auch selbst vielfach die geringen Fortschritte in der Durchführung verschiedener Anordnungen bemängelte. Dass Kratter tatsächlich die Unterstützung des Kaisers genoss, sieht man daran, dass dieser ein von den in den *Briefen* Angegriffenen verlangtes Verbot der Schrift abwies - noch dazu mit dem Argument, dass er selbst ja auch angegriffen wurde und es sich gefallen ließ.

Die Kratterschen Briefe sind ein frühes Beispiel einer Publikation, die ohne Wissen der Leser von der Regierung – zumindest durch Informationen – unterstützt wurde. Die späteren Präsidenten der Obersten Polizei- und Zensurhofstelle⁸³ benutzten immer wieder die Gelegenheit, durch Förderung von privaten Publikationen, insbesondere wenn diese anonym erschienen, die Meinung der Bevölkerung zu beeinflussen. Aber auch die Polizeihofstelle selbst lancierte über ihre Beamten, die mit ausländischen Zeitungen Kontakt hatten, anonyme Berichte, um auf die Leser im In- und Ausland im Sinne der österreichischen Regierung zu wirken.

83 Die Oberste Polizei- und Zensurhofstelle, die etwa die Agenden eines Innenministeriums wahrnahm, wurde 1793 gegründet. Ihr erster Präsident war Graf Perggen.

REZENSIONEN

Christine Haug, Vincent Kaufmann (Hrsg.): *Kodex Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft* 3 (2013). Buchzerstörung und Buchvernichtung Wiesbaden: Harrassowitz 2013. ISBN 978-3-447-10025-0 39,80 EUR (D).

Das von der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft herausgegebene Jahrbuch *Kodex* erschien 2013 bereits zum dritten Mal und widmete sich nach den Themen „Die digitale Bibliothek“ und „Bestseller und Bestsellerforschung“ dem interessanten Bereich der Buchzerstörung und Buchvernichtung im Laufe der Geschichte. Doch nicht nur die historischen Formen werden in diesem Band untersucht, sondern auch zukünftige Vernichtungsszenarien aufgezeigt.

Im ersten Beitrag des Bandes untersuchen Caspar Hirschi und Carlos Spoerhase die kommerzielle Buchzerstörung im vorindustriellen und im digitalen Zeitalter. Tatsächlich wurden in der Vergangenheit immer *mehr* Bücher aus wirtschaftlichen Gründen vernichtet als sich erhalten haben. In der vorindustriellen Zeit war die kommerzielle Buchzerstörung noch doppelt sichtbar, da die Bücher als Nutzgegenstand z.B. als Einbände neuer Bücher oder zum Ausfüllern von Koffern und Kisten verwendet wurden. Die Autoren gehen aber auch auf Buchzerstörung als literarischer Topos – v.a. aus der Zeit zwischen 1700 und 1830 – ein, dem meist denunziatorische Motive zugrundelagen. So sind die Quellen über die Praxis der kommerziellen Buchzerstörung hauptsächlich aus literarischen Texten erhalten, da es sonst niemand der Rede wert fand, über Buchzerstörung zu schreiben.

Ein zweiter historischer Beitrag in dem Band beschäftigt sich mit Bücher- und Bibliotheksverlusten in der Frühen Neuzeit. Thomas Fuchs weist darauf hin, wie viele alte Klosterbibliotheken um 1500 einem weit verbreiteten Modernisierungswunsch zum Opfer fielen. Einige Makulaturen findet man als Einbandmaterial, wie etwa an der UB Leipzig, wo es einen vergleichsweise großen Bestand liturgischer Bücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert, zu einer Zeit als in Sachsen Klöster gegründet wurden, als Einbände gibt. Die um 1500 entsorgten Handschriften fielen wohl deshalb so umfassend zum Opfer, weil zu dieser Zeit plötz-

lich „schönere“, billige Bücher zu haben waren und dies mit den Ordensreformen zusammenfiel und dem Neuaufbau von kirchlichen Bibliotheken entgegenkam. Für die klösterliche Bibliothekslandschaft waren aber auch die Bauernkriege eine Katastrophe, denn in von Bauern eroberten Gebieten wurden Bibliotheken und Archive systematisch vernichtet. Dabei waren diese Gewaltakte reiner Widerstand, denn Bücher waren reale und symbolische Herrschaftszeichen gegen die die Bauern kämpften. Aber auch die systematische Zerstörung der Büchersammlungen der wichtigsten Protagonisten der Gegenreformation, v.a. der Jesuiten, ist belegt. Ganze Landschaften wurden ihrer textlichen Überlieferung in Archiven und Bibliotheken während des 30jährigen Krieges beraubt. Die Bibliotheca Palatina aus Heidelberg, die nach Rom verschleppt wurde, ist nur die bekannteste. In Summe bedeutet das, dass deutlich weniger als 10% der Druckschriften des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten blieben. Die Vernichtung von Büchern und Bibliotheken beschreiben wir heute als bedauerlichen Verlust kultureller Güter, als Verarmung der kulturellen Begründung von Gesellschaften. Mit der Digitalisierung werden Bücher aber auch heute in westlichen Bibliotheken vernichtet – ohne Aufschrei der Gesellschaft, so der Autor Thomas Fuchs.

Cornelia Ortlieb weist in ihrem Text auf eine spezielle „Buchhinrichtung“ von Friedrich Heinrich Jacobis *Woldemar* hin, die Goethe im Jahr 1779 veranstaltet haben soll. Ein weiterer Beitrag widmet sich dem Thema Bücherverbrennungen in Nazi-Deutschland und im kommunistischen China in Romanen, Jugendsach- und bilderbüchern in den letzten 50 Jahren. So stellt die Autorin Oxane Leingang fest, dass in Jugendromanen Bücher als Hass- oder Liebesobjekte, als eine Projektionsfläche für propagandistische Inhalte oder identifikatorische Sehnsüchte dargestellt werden. In jedem Fall löst die Zerstörung der Bücher in diesem Kontext entweder größte Genugtuung oder größtes Bedauern aus.

Albert Coers zeigt in seinem Aufsatz die heftigen Reaktionen auf Büchervernichtung im künstlerischen Kontext auf, begonnen mit den Surrealisten und Dadaisten, die sich des Themas besonders angenommen haben. Dabei scheint Feuer und Verbrennung oft als symbolische Reinigung, die mit Vernichtung des Alten einen Neuanfang erhoffen lässt. Selten sind die Aktionen nur auf eine kritische Intention zu reduzieren, sondern durch die Ästhetisierung der Zerstörung und die Konzentration auf die materielle Seite des Mediums findet die Verwandlung statt, meint Albert Coers. Er zeigt auch anhand von vielen Abbildungen die interessantesten „Verarbeitungen“ von Büchern, die zu Würsten, aber

auch zu Steinen geformt werden. Bücher wurden aber auch zu Mauern, Türmen etc. zusammengesetzt. Allen Eingriffen ist gemeinsam, dass sie die visuell-materiell-haptischen Qualitäten des Buchmediums hervorheben.

Im Gegensatz zu der äußerlichen Zerstörung steht jene „von innen“, also die Zerstörung des Sinninhaltes der Zeichen und deren Konsequenz für die Existenz des Buches an sich. Arne Klawitter untersucht in seinem Beitrag die verschiedenen Beispiele für „Unlesbarmachung“ von Schriftzeichen. Dabei geht es immer um die Frage der Kodifizierung der Schriftzeichen, die deren Signifikation sichert und um das Prinzip der Identität, das gelten muss, damit das Buch eine Einheit bilden kann. Wird eines dieser Fundamente untergraben, dann tritt die rein materielle Seite zu tage. Die Arbeiten des chinesische Künstlers Xu Bing etwa wurden aus politischen Gründen in China verboten, weil die unlesbaren Bücher, die er geschaffen hat, als destruktiver und politischer Akt aufgefasst wurden, auch wenn er physisch nichts zerstört hat.

Auch Andrea Gnam geht in ihrem Beitrag auf zeitgenössische Künstler ein, die sich des Mediums Buch angenommen haben. Miriam Meckel und Vincent Kaufmann setzen sich in ihrem Text mit einer weiteren Form der Buchzerstörung auseinander, die man Canada Dry-Syndrom nennt. Das heißt, die Bücher sind gedruckt und digital vorhanden, haben aber nicht mehr die gleiche Funktion. Canada Dry sieht aus wie ein Whisky, ist aber ohne Alkohol. So könnte es auch mit Büchern geschehen, wenn es zwar Buchinhalte gibt, die aber nur mehr durch Lesegeräte oder iPads lesbar sind. Bücher werden dann wie Bücher aussehen, aber keine mehr sein. Die Autoren werfen die Frage auf, inwiefern das Buch mit dem Aufkommen der digitalen Kultur als „Medium der Subjektivität“ verschwindet und zeigen auf, wie bereits in den Romanen *Fahrenheit 451* oder *1984* mit diesem Thema umgegangen wird.

Ulrike Gärtner hat ein Zerstörungsalphabet für den Band beige-steuert, der mit Z wie Zerstörung beginnt und bei A wie Abfall endet. Die wissenschaftliche Leiterin des European Research Centre for Book and Paper Conservation-Restoration in Horn (NÖ) Patricia Engel geht in ihrem Beitrag auf die Buchzerstörung durch unsachgemäße Restaurierung ein. Sie plädiert für eine Minimalintervention, bevor das Buch durch eine Restaurierung zerstört wird. Der venezolanische Essayist Fernando Báez stellt in seinem Beitrag die Theorie des Bibliocaust auf. Damit meint er die Zerstörung von Büchern als Versuch Erinnerung zu vernichten. In seinem Beitrag konzentriert sich der Autor dabei

vor allem auf die Zeit des Nationalsozialismus, wo seiner Angabe zufolge 70% der jüdischen Bücher zerstört wurden. Báez meint, dass Bücher nicht als physische Objekte zerstört werden, sondern als Verbindung zur Erinnerung und damit zu einer zentralen Identitätsachse des Menschen oder einer Gemeinschaft. Bücher werden demnach verbrannt und Bibliotheken bombardiert, weil sie Symbole sind. Ein Beitrag von Werner Fuld über Bücherzerstörung beginnend mit den römischen Kaisern Augustus und dessen Nachfolger Tiberius schließt den Band. Die beiden Kaiser waren die ersten in der westlichen Welt, die Bücher verbrennen ließen. Nichtsdestotrotz wurden im Laufe der Geschichte vermutlich mehr Bücher durch Kriege und Naturkatastrophen vernichtet als durch Verfolgung. Denn generell entscheidet in erster Linie der Wandel des Marktes welche Bücher überleben, so der Autor. In jüngster Zeit kam durch das E-Book eine neue Variante des Verschwindens von Büchern auf. Trotzdem meint Fuld, dass religiöse Intoleranz eines der Hauptmotive für die Buchzerstörung in der Vergangenheit und Gegenwart ist.

Dieses Kodex-Jahrbuch versammelt viele verschiedene Arten von Buchzerstörung und Buchvernichtung und zeigt die Facetten dieses Themas sehr umfassend. Noch immer gilt „das Buch“ bei vielen als Garant für zivilisatorische Dauer der abendländischen Kultur – wie dem Buch in der Vergangenheit und Gegenwart zu Leibe gerückt wurde und wird, zeigt dieser Band auf sehr anschauliche und anregende Art und Weise!

(Christina Köstner-Pemsel, Wien)

Christine Haug, Vincent Kaufmann (Hrsg.): *Kodex. Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft* 4 (2014). Das Plagiat. Wiesbaden: Harrassowitz 2014. ISBN: 978-3-447-10171-4.

Das Jahrbuch 2014 der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft ist dem Thema Plagiat gewidmet. Die Beiträge legen im gegebenen Rahmen den Fokus vorwiegend auf Text-Plagiate, auf Phänomene der Übernahme, und Zweitverwendung, auf postmodernes Aneignen und Weiterschreiben im literarischen Feld. Der Band vereint die Ergebnisse zweier Veranstaltungen, die zu diesem Thema abgehalten wurden: einmal die 14. Jahrestagung der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft, die 2013 an der Universität St. Gallen stattfand und die schon durch den Zusatz zum Tagungstitel „ein multidisziplinäres

Forum“ darauf hinweist, dass in der Auseinandersetzung mit dem Thema die dynamischen Prozesse der Produktion, Rezeption sowie Reaktion mitgedacht werden müssen. Zum anderen enthält der Band die Ergebnisse von Arbeitsgesprächen, die von Studierenden der Buchwissenschaft in München organisiert und unter dem Tagungstitel *Echt oder falsch/legal oder illegal – zwischen Reproduktion, Fälschung und Plagiat* abgehalten wurden. In deren Zentrum stand die gerade für das universitäre Feld brisante Frage nach dem wissenschaftlichen Plagiat.

Es ist dem Phänomen *Plagiat* per se eigen, dass es Diskurse verknüpft, juridische, ökonomische, gesellschaftspolitische wie nicht zuletzt ästhetische und kulturtheoretische Fragen aufwirft, in denen Begriffe wie Autorschaft, Urheberschaft und Textverständnis positioniert werden müssen. Dass JuristInnen, VerlegerInnen, AutorInnen, KunstwissenschaftlerInnen den Sachverhalt jeweils anders sehen, liegt auf der Hand. Neben literatur-, kultur- und buchwissenschaftlichen Aufsätzen beleuchten daher auch historiografische und juridische Beiträge die Problemlage.

Die Herausgeber, Christine Haug und Vincent Kaufmann, stellen einleitend im Vorwort ganz grundsätzliche Fragen: „Gibt es – in einer durch und durch vernetzten Textwelt, in der jeder Satz schon einmal geschrieben und jedes Wort schon einmal gesagt worden ist – noch Platz für ein aus sich selbst schöpfendes Subjekt?“ (Vorwort). Und kann es sein, dass „cut and paste“ künstlerisch kreative Sprachwerke bzw. intellektuelle Denkleistungen verdrängen? Pessimistische Perspektiven solcherart geben jedoch nur den Anstoß zu einer Reihe von differenzierten Auseinandersetzungen mit Plagiat, Originalität, geistigem Eigentum und künstlerischen, intertextuellen Textpraxen, die seit jeher die Vorstellung eines „aus sich selbst schöpfenden Subjekts“ unterlaufen haben. Mit Hinweis auf den amerikanischen Soziologen Jeremy Rifkin, auf dessen Begriff der Zugangsgesellschaft (access society), den er in *The Age of Access* (2000) geprägt hat, ist jedenfalls die zeitdiagnostische Präambel gegeben.

Wer sich vernünftig über das Plagiat äußern will, muss vor allem wissen, was ein Text, was ein originales Werk ist und wie geistiges Eigentum entsteht. Damit liegt die Vielschichtigkeit des Themas bereits auf dem Tisch. Originalität, Autorschaft und (ökonomische) Wirklichkeit ist allein schon literaturtheoretisch eine spannende Trias. Die Auffassungen von Originalität unterliegen dabei – medientheoretisch gesehen von den Textabschriften des Mittelalters über die

Erfindung des Buchdrucks bis zum Internet – ganz grundlegenden Wandlungen. Zudem gilt es zumindest zwei Sphären auseinanderzuhalten: jene der Wissenschaft und jene der Kunst bzw. Literatur, in denen wohl zurecht unterschiedliche Normen geltend zu machen sind.

Der Eröffnungsbeitrag des Bandes ist die Wiedergabe eines Gesprächs, das die beiden Herausgeber mit der ehemaligen deutschen Wissenschaftsministerin Annette Schavan geführt haben. Die im Untertitel gestellte Frage dieser gemeinschaftlichen Rede „was ist mit unserer Wissenskultur los?“ bezieht das Thema auf den geisteswissenschaftlichen, universitären Kontext. Die Ausführungen, in die sich Haug und Kaufmann selbst mit grundlegenden Positionen einbringen, zeigen an Schavans Beispiel der Aberkennung des Dokortitels, dass das Plagiat – obwohl kein Strafbestand – so doch ein kriminalisierter Begriff ist, der sich zur politischen medialen Manipulation eignet und dessen ‚Aufdecken‘ weitreichende Folgen hat. Annette Schavan verdeutlicht mit ihrem Fall das Problem einer vermeintlichen Objektivität durch quantitative Verfahren, wo doch eigentlich fachliche Kompetenzen ausschlaggebend sein müssten, um ein Plagiat zu identifizieren. Die Fragen nach dem klassischen Wissenschaftsbild, nach wissenschaftlicher Redlichkeit stellen sich spätestens seit Open Access, wissenschaftlichen Blogs und Digital Humanities neu. In diesem Zusammenhang muss auch die Frage, was als Plagiat zu gelten hat, neu verortet werden. Denn seitdem Softwareprogramme zur Plagiatserkennung zur Grundausstattung universitärer Lehre zählen, zeigen sich mehr denn je die Schwächen von vermeintlicher Objektivierbarkeit von Originalität. Oberflächliche, digital schnell und mühelos ermittelte Übereinstimmungen auf der Wortebene, die auf Abschreiben, Übernahme und ‚copy & paste‘ schließen lassen, weisen nicht immer schon ein Plagiat nach. Angesichts der gängigen automatisierten Plagiatsprüfungen erinnern Vincent Kaufmann, Christine Haug und Annette Schavan in ihrem Gespräch vor allem auch an die Autorität der klassischen Geisteswissenschaften, in der die Frage nach dem ‚Text‘ seit je her von einer „durch ein Subjekt verantwortete Hermeneutik“ (S. 5.) beantwortet wurde. Haug und Kaufmann werfen bereits einige der wichtigen Fragen auf, die in den Beiträgen des Bandes in differenzierten Auseinandersetzungen immer wieder auftauchen. Die Herausgeber machen eingangs vor allem auch klar, dass es darum geht, wie und von wem Probleme und Debatten über das Plagiat ausverhandelt werden. Die Auseinandersetzung „erfordert sorgfältige Differenzierungen, weil viele unterschiedliche Diskurse auf den Begriff Plagiat einwirken“. (S.1)

Die versammelten Beiträge des Bandes bieten differenzierte Zugänge zum Thema weniger im wissenschaftlichen als vor allem im literarischen Bereich. Im Literaturbetrieb und in der Literaturgeschichte ist das Thema Plagiat nicht erst seit den medialen Wogen um den „Fall Hegemann“ brisant. Heikel und vielgestaltig war der Umgang mit Urheberrechtsfragen und den oft unscharf gedachten Bestimmungen der Begriffe Werk, geistiges Eigentum, Intertextualität wohl immer schon. Hier geben die Ausführungen wertvolle Einblicke in die aktuelle wie in die historische Problemlage, deren Faktoren, Bewertungskategorien und Differenzierungen unentwegt aktualisiert werden und wurden.

Philipp Theisoohns Beitrag „Reconter/Wiedererzählen. Oder was ist eine Fabel?“ bringt mit der literarischen Tradition des Wiedererzählens eine interessante gleichermaßen grundlegende Facette ins Spiel. Wem gehören die Stoffe der Literatur, wem gehören die Mythen, das tausendfach Erzählte, das immer schon um anthropologische Konstanten des Menschseins kreiste? Im Zentrum steht die diffizile Frage nach der „Eigentumsfähigkeit literarischer Wirklichkeiten“ (S. 14). Ausgangspunkt seiner Überlegungen zur Verortung von literarischem Eigentum bildet die mittelalterliche höfische Erzählpraxis, in der „ein guter Stoff ein bereits erzählter Stoff [ist]“, in der die „Epiker ihre Dichtungen immer auf Vorgänger zurück[führen]“ (S. 11). Das ist postmoderne Textpraxis, seit Julia Kristeva ist Intertextualität ihr Grundzug. Plagiatsskandale zeigen aber, dass Theoreme der literarischen Aneignung von zwei „diametral gegenüberstehenden Argumentationsmustern beherrscht [werden], einem literaturtheoretischen und einem juristischen.“ (S. 12) Anhand von beispielhaften Fällen in jüngster Zeit erläutert Theisoohn vor dem Hintergrund intertextueller Verfahren höchst eingängig den Begriff des geistigen Eigentums, der zwar auf Basis ethischer Grundprinzipien definiert ist, aber aufgrund seiner ‚geistigen‘ Beschaffenheit nicht in den Griff zu bekommen ist. Theisoohn stellt zunächst einen wichtigen Gedanken voran: Das Wiedererzählen setzt auf Literarizität der Sprache: Das WIE des Erzählens ist mindestens so bedeutend wie das WAS. Das Wiedererzählen ist als performative Aneignung eines Stoffes zu denken. Die Literaturtheorie sieht darin eine Transformationsleistung. Das WAS des Textes hingegen, sein Stoff, der Plot, die ‚Fabel‘ ist einem Wirklichkeitsbegriff geschuldet, der allerdings in Zeiten der Mediatisierung vieler Lebensbereiche nur mehr fließend umgrenzt ist. Daraus entsteht ein sehr offener Begriff der ‚Fabel‘: Fabel verstanden als vorhandene Narrative, (rechts)freie Werke, Stoffe, die in der Luft

liegen – in jenem „Raum mit vielen Kontingenzen, der niemandem gehört und den niemand geschaffen hat“ (S. 25). Hier schafft die Verwendung eines ‚bereits Vorhandenen‘ durch den schöpferischen Prozess einer Durcharbeitung oder Neubearbeitung (durch das WIE) erst das geistige Eigentum. Das Problem dabei ist: die Fabel als eine Art Handlungssetting verstanden, gibt auch eine Struktur für die möglichen Weiterentwicklungen vor, zieht einen bestimmten Sprachduktus nach sich, erzeugt eine in der Fabel angelegte Bildsprache (S. 19). Dies hatte beispielsweise 2006 zu einem heftigen Plagiatsstreit zwischen Feridun Zaimoglus‘ und Emine Sevgi Özdamar geführt, da Zaimoglus Erfolgsroman *Leyla zum Verwechseln* dem bereits 1992 erschienenen Migrations-Roman Özdamars glich. Dennoch: An erzählbaren Grundkonstellationen, die jeweils aus einem gesellschaftlichen, arbeitsteiligen Kontext heraus geschaffen sind, an diesen ‚Fabeln‘ lassen sich – wie Theisohn ausführt – die Konturen des Begriffs ‚literarisches Eigentum‘ schärfen und Hand in Hand damit eine Theorie des Wiedererzählens entwickeln. Im ‚reconter‘ – dem Wiedererzählen als Wiederholung – liegt schließlich der Kerngedanke des Beitrags, der in der postmodernen Texttheorie gründet: indem nämlich das Wiedererzählen eine – in welcher Form immer – bereits vorhandene Fabel wiederholt und in ein „*einmaliges Setting*“ (S. 25) einer historischen Konstellation hineinstellt, verschieben sich Bedeutungen, entsteht die Singularität des Wiederholten (S. 25). Es muss bei Plagiatsdebatten um den steten Versuch gehen, die Grenzen zwischen postmoderner Textpraxis und unrechtmäßiger Aneignung ausfindig zu machen, ein Prozess, in dem Literaturtheorie zutiefst involviert ist: „die Vermittlung zwischen der (ästhetischen) Logik der Ähnlichkeit und der (ethischen) Logik der Wiederholung ist die Aufgabe, der sich eine poetologische Diskussion von Plagiarismus und literarischem Eigentum zu stellen hat.“ (S. 25)

Christine Haugs Beitrag führt ins 19. Jahrhundert zurück und ermöglicht einen Blick auf die sich verändernde Rechtslage im Theaterwesen vor dem Hintergrund der Industrialisierung. Sie rekonstruiert eine Kontroverse zwischen der Bühnenautorin Charlotte Birch-Pfeiffer und dem Autor Bertold Auerbach. Es geht dabei um eine nicht autorisierte Bühnenbearbeitung einer Erzählung Auerbachs, die eine Debatte auslöste, an der Haug die Verflechtung von rechtlichen, literarischen und ökonomischen Diskursen um 1850 aufzeigt. Interessant ist diese – auch politisch bewegte – Zeitspanne deshalb, weil um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Markt innerhalb des Unterhaltungs-, Buch- und Pressewesens

entstand. Insbesondere erlebte auch das Theater als professionelles Betätigungsfeld für AutorInnen an Bedeutung: Das Theater „avancierte zu einem komplexen Wirtschaftsunternehmen; neben den Theaterbühnen entstanden Theateragenturen als professionelle Vermittlungsinstanzen zwischen Autor, Dramatiker und Bühnenleiter.“ (S. 28) Copyright und Urheberrecht im Literatur- und Theaterbetrieb verändern sich im Kontext dieser zunehmend technisierten und professionellen Möglichkeiten einer medialen und ökonomischen Verwertung von Werken, denn der Vorwurf des ‚Plagiats‘ hängt eben auch mit der Kommerzialisierung und mit ökonomischen Interessen zusammen. Die „zahlreiche[n] Grauzonen und rechtsfreie[n] Räume“ machten notwendig, dass „die Gesetzeslage im Literatur-, Kunst- und Theaterbetrieb einen kontinuierlichen Anpassungsprozess [...] erfuhr“. (S. 29) Anhand des historischen Plagiatsstreits, der von Karl Gutzkow 1848 in einem Zeitschriftenbeitrag *Der Birch-Pfeiffer-Auerbach'sche Handel* bereits exemplarisch ausgeführt und kritisch kommentiert wurde, zeigt Haug die Grundproblematik auf. Bühnentexte verlangten nach Schutz gegen unbefugte Aufführungen, dabei stellte die Adaption literarischer Texte für die Bühne einen rechtlichen Sonderfall dar. Für Gutzkow ist die Frage relevant, ob „dramatisirte Novellen und Romane für Originalwerke zu erklären‘ oder als Nachdrucke, Nachahmungen beziehungsweise Plagiate zu werten seien.“ (S. 34) Der Beitrag referiert die komplizierten, rechtlichen Nachjustierungen im Urheber- und Bühnenrecht, die auf nationaler Ebene durchaus verschieden aussahen. Haug macht mit ihrer intensiven Auseinandersetzung mit dem historischen Fall Auerbach-Birch-Pfeiffer vor allem aber auch darauf aufmerksam, dass ein solchermaßen detailgenauer, differenzierter Blick auf die jeweilige Rechtssituation im Einzelfall eine adäquatere Praxis darstellt als die heute oft gängigen Schnellverfahren und Diffamierungskampagnen.

In David Oels‘ Beitrag „Die literarische Fälschung als kleine böse Schwester des Plagiats“ geht es um die Blickerweiterung auf einen anderen Weg des Plagiiens: auf den der Fälschung bzw. des Fake. Oels geht zunächst von einer prinzipiellen Gegensätzlichkeit aus: Die wichtigste Unterscheidung der beiden Phänomene liegt darin, dass bei der Fälschung nicht die Texte selbst betroffen sind, dass sie nicht nur durch wortgenaue Übernahmen entsteht, sondern dass sie die Paratexte miteinschließt: die extrinsischen Eigenschaften der Literatur, die öffentlichkeitswirksame, sichtbare Seite der Texte, die „Rahmungen, die den Text als Werkzusammenhang entstehen lassen“ (S. 54). Oels zeigt eingängig anhand der

Studie von Martin Doll *Fälschung und Fake*, deren Buchfassung eine zum Verwechseln ähnliche Coverversion der Reihe *subrkamp taschenbuch wissenschaft* darstellt, dieses Spiel Nachahmung und die damit verbundenen Intentionen. Er arbeitet an legendären Fälschungsfällen im Literaturbetrieb Grundmuster (eine Art „Fälschungspragmatik“, S. 67) heraus: einmal am Beispiel von Karl Emerich Krämer alias George Forestier den Versuch, mittels ‚Selbststilisierung‘ durch eine erfundene, spektakuläre oder atmosphärisch in die Zeit passende Autor-Biografie literarische Wirkung und – im Kielwasser der stilisierten Biografie – eine Wertung zu erzielen, was letztlich ein problematisches Zusammendenken von Leben und Werk bedingt. Ähnlich funktioniert ein weiteres Fälschungsphänomen: die kulturkritische Agitation im Macht- und Manipulationsgefüge des Literaturbetriebs und damit verbunden die Aufdeckung der Planbarkeit eines literarischen Erfolgs. Oels zeigt dies am Beispiel von *Winterende* von Walter Klier/Stefanie Holzer alias Luciana Glaser. Auch hier handelt es sich um das bewusste Verwenden einer stilisierten Biografie und um einen mit gängigen Versatzstücken erfolgreicher Prosa gemachten Text, der dann auch nach den Standards des Feuilletons zur ‚literarischen Entdeckung‘ hochstilisiert wurde. Die Aufdeckung der Fälschung führte entsprechend zu grundlegenden Polemiken und Diskussionen innerhalb der Literaturkritik, das Experiment war also gelungen. Anhand des von der Literaturkritik hochgelobten Buches *Bruchstücke*, erschienen unter dem Namen Benjamin Wilkomirski alias Bruno Dössekker, führt Oels schließlich ein weiteres Beispiel für die diffizile Fragwürdigkeit einer Korrespondenz von Literatur und dem Anspruch auf autobiografische Authentizität (Echtheit versus Fälschung) vor – handelt es sich doch bei *Bruchstücke* um eine erfundene, gleichwohl detailreich recherchierte NS-Opfergeschichte, die von der Literaturkritik – nachdem das Buch bzw. die Autorbiografie als Fälschung aufgedeckt wurde war – entsprechend abgewertet wurde. Auch im Fall Helene Hegemann und dem Plagiatsdiskurs rund um *Axolotl Roadkill* zeigt Oels, dass der Begriff der „Fälschung“ vor allem ein Literaturverständnis voraussetzt, „das auf einer quasi-natürlichen Verbindung zwischen Autor und Text beruht“ (S. 68). Hier wurde zunächst eine Siebzehnjährige, die über ihr Leben im Ton ihrer Altersgenossinnen schreibt, als Autorin einer neuen Generation gefeiert. Nachdem Hegemanns Text als Plagiat eines Blogs bekannt geworden war, galt es aus der Not eine Tugend zu machen, den Text in die Nähe postmoderner Literatur und Verfahren der Intertextualität

zu rücken, um so das Image von Text und Autorin wieder kongruent werden zu lassen. Oels' Beitrag macht klar, wie sehr Autorschaft samt Habitus und Selbstinszenierung mehr als die rein textinternen, ästhetischen Kriterien in literarische Wertungsfragen hineinwirkt.

Vincent Kaufmanns Beitrag setzt das Phänomen Plagiat in Hinsicht auf seine ästhetischen und politischen Implikationen im Kontext marxistischer Kultur- und Literaturtheorie der 1960er und 1970er Jahre positiv: „Das Plagiat ist notwendig. Der Fortschritt impliziert es.“ Der Autor des provokanten Titelzitats ist Guy Debord (der diesen Satz ebenfalls zitiert). Er ist eine der zentralen Figuren der Situationistischen Internationalen im Frankreich der 1960er Jahre und linker Theoretiker (u.a. *Die Gesellschaft des Spektakels*, dt. Übersetzung 1996). Im kulturpolitischen und ästhetischen Kontext der Situationisten ist das Phänomen Plagiat in seiner Nähe zum Recycling völlig anders konzeptualisiert und bewertet. Kaufmanns Beitrag erläutert dieses Konzept der ‚Unoriginalität‘ (S. 73) auch in Zusammenhang mit Roland Barthes und Michel Foucaults Ausführungen zum Verschwinden des Autors und mit der Praxis kollektiver anonymer Autorschaft. Das bewusste Plagiat in der literarischen Praxis der Situationisten, (der Künstlergruppen Tel Quel und Oulipo) hat vor allem auch eines zum Ziel: „das Hinterfragen der bürgerlichen Kultur der Autorschaft, des geistigen Eigentums und des geschützten Urheberrechts“ (S. 73). Kaufmanns Beitrag erhellt das Thema auch von seiner politischen Positionierung her: Plagiat transformiert sich in einem Kommunismus des Schreibens, in einer Kultur „die auf Gebrauch, Benützung, Ver- oder Entwendung setzt, die sich als systematische Attacke gegen den durch Copyright und feste Zuschreibungen von Autorschaft geregelten Tausch der geistigen Eigentümer versteht. Der Wert eines Werkes entsteht, indem ich es benutze; (...) [es] definiert sich durch seinen Gebrauchswert, nicht durch seinen Tauschwert.“ (S. 78) Diese linkspolitische Haltung der Vergangenheit, die sich gegen kapitalistische Vermarktungsprinzipien der Kulturindustrie wandte, erscheint heute aktueller denn je: Kaufmann spricht – mit Blick auf die offizielle Kulturindustrie der Gegenwart – von einer „Gegenkultur der Benützung“ (S. 82). Vor dem Hintergrund ständiger Jagd nach Plagiaten und ökonomischem Kampf um Lizenz und Copyright erscheint die allgegenwärtige Verfügbarkeit durch Digitalisierung und Web 2.0 wie eine späte Umsetzung der Ideen aus den 1960er Jahren: kollektive Autorschaft, Intertextualität, partizipative Kunst, Gebrauchswert anstelle von Konsum.

Stefanie Leuenbergers Beitrag „Für eine neue Literaturgeschichte“? Zum ‚plagiat par anticitation‘ bei Oulipo und Pierre Bayard“ konfrontiert in ihrem Beitrag die Frage nach dem Plagiat ebenfalls mit dem Themenkreis, der von der allgemeinen Tatsache bestimmt wird, dass Texte Vorläufer haben und also in die eine wie in die andere Richtung miteinander verbunden sind – Plagiat als Grenzphänomen zwischen Missbrauch und Kreativität. Dabei bietet das Phänomen der Antizipation eine literaturtheoretische Variante der These der ‚Umkehrbarkeit des Geschichtsverlaufs‘, die aus der Pataphysik von Alfred Jarry stammt und der Leuenberger viel Raum in ihrem Beitrag gewährt. Die These stellt den Ausgangspunkt der Überlegungen des französischen Literaturwissenschaftler Pierre Bayard dar, der 2009 die Idee eines „plagiat par anticipation“ für die Literaturgeschichte fruchtbar zu machen versuchte. Die Auseinandersetzung mit seinem kontrovers diskutierten, ‚umgekehrten‘ Literaturgeschichtskonzept ist zentrales Anliegen des Beitrags, in dem außerdem der höchst originelle poetologische Umgang der bereits erwähnten Gruppe *Oulipo* mit den Themen Plagiat, Auseinandersetzung mit Vergangenheit und literarischer Überlieferung eingehend behandelt wird.

Über die Schwierigkeit, im Kulturbetrieb der Gegenwart als ‚originell‘ zu gelten, Neues zu schaffen, aus einem ‚Ursprung‘ heraus schöpferisch zu sein (S. 97), davon handeln Wolfgang Ullrichs Ausführungen „Originalitätsdämmerung? Der Kult ums Neue und sein mögliches Ende“. Er geht zunächst von einem Originalitätsbegriff aus, dessen Entstehen ins späte 18. Jahrhundert zurück reicht und der eng mit der westlichen Moderne verbunden ist. Ullrich erläutert nicht nur die Probleme, die mit dem Originalitätsbegriff der Moderne zusammenhängen, wie Innovationsdruck, Traditionsbruch, Wiederholungstabus (S. 103), sondern führt (auch mit Blick auf andere Kulturen wie der islamischen) in Beispielen (vor allem aus der bildenden Kunst) und konzisen Analysen der momentanen Situation alternative Wege ‚originaler‘ Werkschöpfung vor: jene der Wiederholung, Variation und Reproduktion. Damit korrespondieren seine Überlegungen mit jenen von Theisohn und Leuenberger im vorliegenden Band und erweitern diese. Ullrich erläutert unterschiedliche „Rituale des Wiederholens“ (S. 105), die durch immer neues Überschreiben, Überzeichnen, Neuinszenieren, Variieren und Weiterführen vorgängiger Werke letztlich kanonisierend und traditionsbildend sind. Zum anderen diagnostiziert Ullrich gegenwärtig eine allgemeine „Erosion des Strebens nach Originalität“ (S. 107). Diese lässt sich denn auch als Merkmal

aktueller digitaler Praktiken feststellen, die mit Essenzialismus kaum mehr in Verbindung gebracht werden können und die durch Techniken des Remix und Mashup jedwede Topoi des Genie-Diskurses hinter sich lassen (S. 107). Statt Originalität und Werkautonomie zählt: „Eingebunden zu sein, in vielfältigen Beziehungen zu stehen“ (S. 109). Auch Ullrich greift die postmodernen Netzwerkpraktiken auf und weist auf ihre sozialen Implikationen hin: „Statt Urheberbern, die sich als autonom und originell begreifen, gibt es dann Menschen, die mit ihren Gestaltungen vor allem soziale Intelligenz und Tugenden des ‚decorum‘ beweisen. Sie besitzen die Fähigkeit, vielfältig und situationsspezifisch zu kommunizieren, und werden so zum Knotenpunkt größerer, vielleicht auch ungewöhnlicherer Konstellationen.“ (S. 108).

Einen Einblick in die Problematik des Themas Plagiat innerhalb der visuellen Medien geben Dominik Landwehrs Ausführungen „Zur Kulturgeschichte der Fotokopie. Die Kopie als große Schwester des Plagiats. Oder: Vom langsamen Verblässen der Bilder“. Im Zentrum steht das alltäglichste Format des ‚Plagiats‘, das als solches selten wahrgenommen wird: die Fotokopie, die längst zu einer Kulturtechnik und in der Kunst als ‚Copy-Art‘ zur Form geworden ist. Kopieren ist eine allgegenwärtige Praxis und sie bedeutet nicht nur, kostengünstig und inzwischen völlig mühelos zu vervielfältigen. Die digitalen Möglichkeiten haben mit ‚copy & paste‘ und download den Status der Kopie völlig verändert (Landwehr schlägt u.a. einen Vergleich mit Klonen vor). Im Hinblick auf ‚born-digital‘-Werke stellt sich überhaupt die Frage nach dem ‚Original‘ – und es stehen auch erneut die Urheberrechtsfragen zur Diskussion. Landwehrs kenntnisreiche Erläuterungen referieren zum einen die Kulturgeschichte der Fotokopie (vom einfachen Durchschlag über Hektografie bis zum xerografischen Verfahren, das 1938 erstmals in Amerika entwickelt wurde), zum anderen einen Abriss der Kunstform der ‚copy-arts‘. Landwehr bringt Klärendes auf den Punkt, denn die Kopie wird in verschiedenen Kontexten unterschiedlich bewertet: in der Kunst als geniales Fälschen und wertschöpfendes Wiederholen (im Sinne der Ausführungen von Ullrich und Theisohn für den literarischen Kontext), in der Warenwelt als kommerzielle Nachahmung, die als Fälschung geahndet wird und auf eine unsichere rechtliche Situation verweist. Landwehr blickt abschließend noch einmal auf die Materialität der Fotokopie, die trotz Digitalisierung, e-books, Tablets u.a. nach wie vor nicht nur Papierberge, sondern – und das verbindet die Kopie mit dem Plagiat – auch ungelöste Probleme der Legitimation und Legalität erzeugt.

Zu den spannenden Kernfragen zur urheberrechtlichen Problemlage des Plagiats führen die Beiträge von Konstantin Wegner „Das Plagiat im Lichte des Urheberrechts“ und Werner Stauffacher „Das Plagiat – Usurpation fremder Urheberschaft oder freie Benutzung“. Dass Wegner wie auch Stauffacher zunächst eine Begriffsklärung vornehmen, rührt daher, dass im Deutschen (wie auch im Schweizerischen) Urhebergesetz Plagiat kein Terminus ist. Ohne Wegners und Stauffachers Beitrag hier im Detail zu referieren, sei die Lektüre der beiden Beiträge allen wärmstens empfohlen, die mit dem Thema Plagiat zu tun haben, da sie die zentralen Grundlagen aus komplexen und umfangreichen Gesetzestexten übersichtlich und komprimiert zusammenführen – eine wertvolle Handreichung.

Es ist eine Stärke des Bandes, dass die Beiträge das Thema von mehreren Seiten und aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Nur so lassen sich annähernd das komplexe Phänomen ‚Plagiat‘ umkreisen und wenigstens die Grundlinien einiger damit zusammenhängender Problematiken diskursiv erfassen.

(Christine Riccabona, Innsbruck)

Doris Fouquet-Plümacher: *Kleist auf dem Buchmarkt. Klassikerausgaben für das Bürgertum*. Hildesheim–Zürich–New York: Olms, 2014. (Germanistische Texte und Studien, 94). ISBN: 978-3-487-15139-7. 39,80 EUR.

Das Buch betritt ein hochinteressantes Feld nicht nur der Buch- und Buchhandelsgeschichte, sondern auch des deutschen literarischen Kanons und seiner Entwicklung. Mit der Freigabe des Nachdrucks 1867 begann eine nicht vorhersehbare, ungesteuerte und stetig sich steigernde Produktion von Klassikerausgaben. Ein Überblick über die nach 1867 massenhaft verbreiteten „Klassikerausgaben in Buchherstellung und Buchhandel“ (Kap. 2, 17–65) entfaltet den zentralen Gegensatz von stereotyp hergestelltem und jeweils identischem Buchblock und der extremen Differenzierung der Ausstattungsdetails beim Einband als dem variablen, vom Käufergeschmack abhängigen Gestaltungselement. Dies fungiert, wie an beeindruckender Materialfülle gezeigt wird, eher als dekoratives Einrichtungselement denn als Hilfestellung für den Leser. Darüber hinaus boten die Verlage passende Regale an, die exakt die jeweilige Klassikerreihe aufnehmen konnten: „Mit den feinen Einbänden der Knaur schen Ausgaben gefüllt, ist ein solches Regal eine wertvolle Zierde für jeden Salon“, hieß es in

einem Werbeprospekt um 1898 (49 Abb. re oben, Th. Knaur Leipzig). Was hier erscheint, ist der Warenwert des Buches und seine dekorative Funktion.

Kap. 3 widmet sich „Kleist in Klassikerreihen“, wobei der Autor als Fallbeispiel eine Differenzierung der Ausstattungsentwicklung ermöglicht, die in Jahrzehnten dargestellt wird, auf das Kleistjahr 1911 hinläuft und sodann nach weiteren Parametern unterscheiden lässt zwischen „Volks-Prachtausgaben“ (168), „Auswahlausgaben“ (174) und schließlich regionalen Entwicklungen. Das schmale Kap. 4 sucht „Kleists Rezeption im Spiegel der Klassikerausgaben“ zu rekonstruieren (195–208), tippt Kanonfragen an und weist kurz auf die konfessionskulturelle Verspätung der Kleist-Rezeption auf dem süddeutsch-katholischen Buchmarkt hin, die erst um 1900 aufgeholt ist. Die wechselnden Akzentuierungen der Vorreden sowie die wechselnden Auswahlmechanismen von Kleists Werken finden Erwähnung, aber keine über den „Krankheitstopos“ hinausgehende Reflexion.

Das reich illustrierte und außerordentlich sorgfältig gemachte und lektorierte Buch sollte gemeinsam mit dem Katalog der Sammlung „Kleist in Klassikerausgaben“ studiert werden (http://edocs.fu-berlin.de/docs/receive/FUDOCSS_document_000000020544), eine ganz vorzügliche Informationsquelle von beispielhafter Sachdienlichkeit, was die bibliographischen Angaben und die Notizen zum jeweiligen Exemplar betrifft, um Hinweise wie „Jacobs6, Abb. unten“ (37) sinnvoll aufnehmen zu können. Denn in der Arbeit selbst sind die Ausgaben nur chronologisch bibliographiert. Die Sammlung ist Ergebnis der hier vorgelegten Forschungen und wurde von der Autorin dem Kleist-Museum Frankfurt (Oder) gespendet.

Aufgrund des bibliographischen und bibliothekarischen Sammelinteresses beginnt die Aufmerksamkeit des Rezensenten bereits nach dem ersten Drittel zu erlahmen, weil sich immer weitere Details der Produktion und Distribution zeigen, aber nicht zu Aussagen verbunden, zu Argumenten verfestigt, zu Ergebnissen zusammengefasst werden. Die dreißig Jahre lang unverändert als Stereotypausgabe erscheinende Kleistausgabe von Eduard Grisebach bei Reclam (1884 bis ca. 1918) wird in 39 Ausgaben aufgelistet (109–112), datiert und mit Ausstattungsdetails wie „Brauner Gewebeband, Neobarock“ oder „Roter Gewebeband, Jugendstil“ gekennzeichnet. Die positivistische Materialorientierung an einem Massenphänomen erzeugt einen Hang zur Redundanz (vgl. die Aussage von Anm. 87 S. 55 mit der dort in den Text gehobenen Formulierung S. 99). Im

Zentrum steht, auch durch die exakten Beschreibungen, die Ästhetik und Funktionalität des Buchs statt jener des Textes. Das Detail hat die Oberhand über den Zusammenhang, so wenn ein Exemplar einer zwischen 1890 und 1900 erschienenen Ausgabe Rudolph Genées als Vorbesitz einer Offiziersbibliothek identifiziert wird und (im Darstellungstext) die Angabe folgt: „Das war der Landwehr-Ergänzungsbezirk Triest vom k.k. Landwehr-Infanterie-Regiment Pola Nr. 5, dessen Mannschaft aus 45% Slowenen, 27% Serben/Croaten, 20% Italienern und 8% Anderen bestand [...] welch ein Fund für die Kanon-Diskussion.“ (186) Die jedoch nicht einmal ansatzweise geführt wird – den Unterschied zwischen den deutschsprachigen Offizieren und der Mannschaft bemerkt Verf. nicht ...

Was durchgängig fehlt, ist also die theoretische Modellierung der Beobachtungen. Um über den Text und seine Wirkung im Buch nachzudenken, das die Lektüre steuert, bleibt der Ansatz Genettes unverzichtbar – er fehlt in dieser positivistischen Untersuchung ebenso wie anschlussfähige Forschungsmodelle und –gesichtspunkte. Weit auseinander klafft der in den Fußnoten wohl dokumentierte Wissensstand der Fachdiskussion und der in der Darstellung eingesetzte im Abschnitt „Kleist im Kanon“ (205-208). Anett Lüttekens „Dichterrenaissance“ (2004) wird zwar zitiert, exakt auf diese detailreiche und an den Wirkungsfaktoren der Kleist-Rezeption interessierte Arbeit könnten die buchhistorischen Beobachtungen Fouquet-Plümachers Antwort geben und mit ihr weiter bauen, was leider unterblieb.

Treffend zusammengefasst lautet das Ergebnis: „Das Erscheinen von Kleists Werken in Klassikerausgaben beginnt 1867 vehement, setzt sich in den 1880er und 1890er Jahren umfassend fort und erreicht für Kleist nach 1900 im Jahrzehnt vor dem Gedenkjahr 1911 den Höhepunkt. Kleist gehört seit 1867 zum engen Kern der Klassiker.“ (196). Und das ist es dann auch, denn die Arbeit stellt Material vor und erzielt kein Forschungsergebnis. Die Kleistforschung wird kaum etwas lernen können, das Buch sollten vielmehr die Buchhistoriker und vor allem die literaturwissenschaftlichen Kanonforscher überfliegen, um die Materialität der Kanonbildung in detailreicher Darstellung am Werk zu sehen.

(Franz M Eybl, Wien)

Ulf Diederichs: *Eugen Diederichs und sein Verlag. Bibliographie und Buchgeschichte 1896 bis 1931*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2014. ISBN 978-3-8353-1463-4. 49,90 EUR.

Als „eine der eigenwilligsten und markantesten Verlegerpersönlichkeiten seiner Zeit“ bezeichnet Ulf Diederichs, ehemals selbst Verlagsleiter, seinen Großvater Eugen Diederichs, einen „Augenmensch“, der die moderne Buchkunst mitprägte. Der Wallstein Verlag hat nun seine Verlagsbibliographie veröffentlicht, versehen mit einem Vorwort von Klaus G. Saur, der Diederichs in die Reihe der „Kulturverleger“ neben Samuel Fischer, Anton Kippenberg, Georg Müller, Ernst Rowohlt und Kurt Wolff stellt. Einzelne Vorarbeiten dazu lagen bereits vor: Die Schwiegertochter des Verlegers Inge Diederichs stellte 1956 für den Almanach „60 Jahre Diederichs Verlag“ eine Bibliographie der Verlagswerke 1896–1956 zusammen, allerdings ohne Angaben weiterer Informationen wie Nennung des Buchgestalters oder Auflagenhöhen. Der Plan, eine Gesamtbibliographie zum 100jährigen Bestehen des Unternehmens 1996 zu erstellen, wurde nicht ausgeführt.

Die nun vorliegende Bibliographie umfasst den Zeitraum von der Gründung des Verlages 1896 bis zum Jahr nach Diederichs Tod am 10. September 1930. Der Band ist chronologisch nach Produktionsjahren angeordnet, dazwischen gibt es jeweils einen kurz gefassten verlagsgeschichtlichen Überblick. Neben jeder der Kapitelüberschriften findet sich ein Löwe, Teil des Verlagssignets, in 36 unterschiedlichen Ausführungen, die Verlagsalmanache und Umschläge schmückten. Die kurzen Passagen zur Verlagsgeschichte geben Einblick in die Entwicklung des „Verlages mit dem Löwen“ und Diederichs Absichten und Plänen. Mit Bedauern nimmt die Verlagshistorikerin allerdings zur Kenntnis, dass in diesen Abschnitten, bei denen auch Eugen Diederichs zu Wort kommt, keine Quellenangaben der Zitate ausgewiesen sind (es gibt allerdings einen 2 Seiten umfassenden Literaturnachweis).

Doch dafür bietet der 415 Seiten starke Band eigene Register der „Worturheber“ sowie der „Gestalturheber“, worunter Ulf Diederichs Autoren, Herausgeber und Übersetzer bzw. Buchgestalter, Schriftkünstler und Illustratoren versteht. Die Namen Letzterer werden außerdem mit einer chronologischen Auflistung der Werke, an denen sie beteiligt waren, und einige sogar mit Kurzbiografien ergänzt. Weiters werden alle Nachauflagen und Neuauflagen angeführt, wonach sich für den Verlagshistoriker die Wirkungsgeschichte eines Werkes

erschließen lässt. Der Herausgeber Ulf Diederichs hat eine lückenlose Autopsie jedes angeführten Buches und jeder Broschüre vorgenommen, liefert bibliographische Angaben wie Seitenumfang oder Druckerei und hat Namen der Schriftkünstler und Buchgestalter bis hin zu den Ladenpreisen recherchiert. Außerdem wird weiterführende Literatur zur Buchkunst einzelner Bände angeführt.

In einem eigenen Abschnitt werden die Buch- und Flugblattreihen (Klassiker der Naturwissenschaft und der Technik, Religiöse Stimmen der Völker, Die Märchen der Weltliteratur, Deutsche Volkheit etc.), Periodika sowie Zeitschriften und Jahrbücher (z.B. *Deutscher Werkbund*, *Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde*, *Mitteilungen der Islandfreunde*) sowie die Werkausgaben (u.a. Søren Kirkegaard, Hans Christian Andersen, Maxim Gorki, Friedrich Hölderlin, Paracelsus, Leo Tolstoj) beschrieben. Zusätzliche Aufwertung erhält diese schön gestaltete Bibliographie durch zahlreiche Schwarz-Weiß-Abbildungen von Einbänden, Ornamenten und Zeichnungen.

Eugen Diederichs, ursprünglich gelernter Buchhändler, startete sein Verlagsunternehmen als Ein-Mann-Betrieb: Er war Planer des Verlagsprogrammes, Herausgeber, Organisator des Layouts und der Herstellung. Noch während einer Italienreise kündigte er im September 1896 im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ die Gründung des Verlages „E. Diederichs, Florenz und Leipzig – Verlag für moderne Bestrebungen in Literatur, Naturwissenschaften, Sozialwissenschaften und Theosophie“ an. Der Verlagssitz in Florenz blieb allerdings nur eine Briefkastenadresse.

Als Erstes erschienen 1896 zwei Gedichtbände von E.R. Weiss, *Die blassen Cantilenen* und *Elisabeth Eleonore. Eine Liebe*, gedruckt auf echt Japan bzw. auf kostbarem weißen Karton in einer Auflage von jeweils 300 Stück. Die Druckproben erreichten Diederichs noch in Florenz. Gedruckt wurde bei der Offizin W. Drugulin in Leipzig. Weiss, der als Grafiker zahlreiche Bücher des Verlages ausstattete, war es auch, der im selben Jahr das erste Verlagswappen zeichnete: den Löwen nach dem Marzocco des Donatello. Weiss gestaltete auch das Verlagssignet des S. Fischer Verlages und später das des Exilverlages von Brigitte und Gottfried Bermann Fischer in Wien. Er besorgte außerdem die Ausstattung der Klassikerausgaben in der „Weiss-Fraktur“, die im Tempel-Verlag erschienen. Dieser war 1909 von Diederichs, Samuel Fischer, dem Drucker Carl Ernst Poeschel u.a. als Verlagsgemeinschaft zur Herausgabe deutscher Klassiker gegründet worden.

1898 brachte Diederichs Wilhelm Bölsches *Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe* heraus (der Titel stammte von der Ehefrau des Verlegers, Helene Voigt-Diederichs, die ihrerseits regelmäßig ein Buch im Verlag veröffentlichte). Es wurde ein Bestseller: 1926 druckte man das 81. Tausend. 1898 tauchte auch der erste Skandinavier im Verlagsprogramm auf: Jens Peter Jacobsens *Frau Marie Grubbe* und *Nils Lyhne* in der Übersetzung aus dem Dänischen von Marie Herzfeld als zweiter bzw. dritter Band der „Gesammelten Werke“.

1906 legte Diederichs, der zwei Jahre zuvor den Verlag nach Jena verlegt hatte, im Zehnjahreskatalog seine Akzente fest: Neuausgaben deutscher Mystiker, Werke zur italienischen Renaissance und eine verstärkte Anknüpfung an die Zeit des deutschen Idealismus. Die Verlagsverzeichnisse von 1910 tragen die Titel „Zur Erhöhung des Lebensgefühls. Bücher zu der modernen literarischen und künstlerischen Bewegung“, „Zum Aufbau neuen religiösen Lebens. Bücher zur neuen idealistischen Bewegung“ und „Von der Wissenschaft zur Lebensgestaltung. Bücher zur Lebensdeutung/Naturwissenschaft/Geschichte/Sozialen Fragen/Volkserziehung/Humanität“. 1912 erschien das erste Jahrbuch des Werkbundes, dem Diederichs seit der Gründung als Unternehmensmitglied angehörte. An der Reihe „Thule. Altnordische Dichtung und Prosa“, herausgegeben von Felix Niedner, wirkten in den folgenden zwei Jahrzehnten zahlreiche bedeutenden Skandinavisten im deutschsprachigen Raum mit. Sie wurde 1930 mit dem 24. Band fertig gestellt.

1915 – mitten im Ersten Weltkrieg – führte Diederichs mit Postkarten die erste Leserbefragung durch und veröffentlichte das statistische Ergebnis in der Zeitschrift *Die Tat. Eine sozial-religiöse Monatsschrift* (später „Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit“), die er 1912 als Organ der Jugend- und Volkstumbewegung übernommen hatte. Der Erste Weltkrieg verhinderte inhaltliche Vertiefung; man stellte verstärkt Broschüren und Flugblätter zu aktuellen Themen her. Diederichs, der seinen Verlag als „kulturorganisatorisches Unternehmen“ verstand und noch jeden Brief selbst beantwortete, begann 1917 mit einer neuen Reihe, dem „Deutschen Sagenschatz“, herausgegeben von Paul Zaunert; den ersten Band bildeten *Vlämische Sagen*. Erst Anfang der 1920iger Jahre lag ein Programmschwerpunkt wieder auf kulturwissenschaftlichen Reihen.

In seiner Einführung verwehrt sich Ulf Diederichs, seinen Großvater als Verleger nationalsozialistischer oder (neu-)romantischer Literatur und völkischer

Autoren zu bezeichnen. Diederichs war anders als Samuel Fischer oder Albert Langen kein „Verleger der Autoren“, sondern „eher einer von großflächigen Literaturen, von vorhandenen oder planbaren Wissensbereichen, mit ihm als Planer und Baumeister inmitten“.

Nach Eugen Diederichs' Tod wurde der Verlag, den Max Weber als „Warenhaus für Weltanschauungen“ bezeichnete, von seinen Söhnen Niels und Peter geleitet. Nach dem Krieg erhielt das Unternehmen erst 1948 durch die Engländer eine Verlagslizenz (als erster Lizenznehmer bekam Peter Suhrkamp im Oktober 1945 die Arbeitserlaubnis für einen belletristischen Verlag in der britischen Besatzungszone); der neue Verlagsitz lag in Düsseldorf. Ulf Diederichs war bis 1989 Programmleiter, nachdem das Familienunternehmen 1987 an den Großbuchhändler Hugendubel verkauft worden war. 2009 ging es an Random House.

(Irene Nawrocka, Wien)

Anna Nyburg: *Emigrés. The Transformation of Art Publishing in Britain*. London: Phaidon Press Limited, 2014. ISBN 978 0 7148 67021. 31,96 Pfund.

Anna Nyburg vom Imperial College in London hat in ihrer Dissertation, die nun überarbeitet als sehr schön gestaltetes Buch vorliegt, den Einfluss österreichischer Exilanten auf das britische Verlagswesen, insbesondere auf Kunstverlage, untersucht.

Der Phaidon Verlag wurde 1923 in Wien von den drei Schulfreunden Bela Horowitz, Ludwig Goldscheider und Fritz Ungar gegründet. Ungar verließ das Unternehmen bereits 1925 und gründete den Saturn Verlag, den er nach dem „Anschluss“ in New York als Frederick Ungar Verlag weiterführte. Mithilfe des britischen Verlegers Stanley Unwin, der 1937 das Buchlager und die Rechte kaufte, gelang noch vor 1938 der Transfer des Phaidon Verlags nach London. Einer seiner wichtigsten Titel wurde *The Story of Art* des ebenfalls aus Wien emigrierten Kunsthistorikers E.H. Gombrich. Bela Horowitz, der als einziger der von Nyburg porträtierten jüdischen Verleger religiös war, gründete 1944 auch die East and West Library, die sich auf Judaica spezialisierte und unter anderen die Yearbooks des Leo Baeck Instituts publizierte. Er starb 1955 und hat im Gegensatz zu seinem Sohn, dem Komponisten Joseph Horowitz, Wien nie mehr besucht. 1967 wurde der Verlag verkauft und von wechselnden Eigentümern weitergeführt.

Der zweite Verlag, den Nyburg porträtierte, Thames and Hudson, ist bis heute einer der bedeutendsten britischen Kunstbuchverlage. Sein Gründer, Walter

Neurath, arbeitete in Wien für die Galerien Würthle und für jene von Heinrich Fischer, für den Verlag für Kulturforschung und für den Zinnen Verlag. Nach seinem Tod 1967 führte seine Witwe Eva Neurath, die 1936 William Feuchtwang, den Sohn des Wiener Oberrabbiners David Feuchtwang, geheiratet hatte, den Verlag.

Der dritte von Nyburg beschriebene Verlag, Adprint, der sich auf Buch-Packaging spezialisierte, wurde 1937 von Wolfgang Foges, dem Sohn eines Wiener Arztes, gegründet. Foges schrieb in Wien für die Zeitschrift *Die neue Jugend* und wurde Direktor der Modezeitschrift *Neue Welt*. Er ging bereits 1934 nach London. Für Adprint arbeiteten, wie Nyburg hervorhebt, auch mehrere österreichische weibliche Flüchtlinge wie Alice Foyle (später Harrap), Elisabeth Friedlander, Hilde Kurz, Elisabeth Ullmann, Ruth Rosenberg und Marie Neurath, die Frau des Nationalökonomens Otto Neurath.

Nyburg publizierte mit diesem Buch eine sehr lesenswerte Mikrostudie über den Beitrag österreichischer Exilanten auf einen sehr speziellen Teil britischer Buchkultur.

Evelyn Adunka (Wien)

Ein Bestseller ohne Folge – Krieg dem Kriege

1924 erschien in Berlin das Buch von Ernst Friedrich, *Krieg dem Kriege*. Friedrich wurde am 25.2.1894 in Breslau geboren. Er begann als Schauspieler, wechselte zur Pädagogik und engagierte sich gegen den Krieg, seine Lebensaufgabe. 1925 richtete er in einem kleinen Haus in Berlin ein Anti-Kriegsmuseum ein, das bald international bekannt wurde. Nach 1933 wurde es von den Nazis zerstört. Nach kurzer Haft konnte Friedrich entkommen, baute in Belgien erneut ein Anti-Kriegsmuseum auf (das dann wieder von den Nazis zerstört wurde) und entkam nach Frankreich, wo er sich der Resistance anschloss und nach Kriegsende auf gekauftem Land, seiner Friedensinsel lebte. Am 2.5.1967 ist er dort in Le Pereux-sur-Marne gestorben.

Sein Buch *Krieg dem Kriege*, 1924 in vier Sprachen – Deutsch, Französisch, Englisch, Niederländisch – in Berlin erschienen, setzt ein mit einer Widmung: „Den Schlachtendekern, Schlachtenlenkern, den Kriegsbegeisterten aller Länder freundschaftlichst gewidmet“, gefolgt von einer Rubrik, in der sich die Herrscher und Regierungen eintragen sollten, die dieses Buch verbieten.

Den Hauptteil eröffnet der Aufruf an „Menschen aller Länder“, dem sich die umfangreiche Dokumentation anschließt: Zeichnungen und vor allem grausame Photographien, die vor militärischen Kinderspielzeug warnen, Photos mit jeweils sarkastischen Untertiteln (so zu dem Photo eines Soldaten, in Kampfausrüstung vorwärtstürend, mit Gasmaske: „Gottes Ebenbild“). Sie zeigen ungemein schonungslos die Realität des Krieges: Bilder des Grauens, des Schlachtfelds und von Schützengräben, gehäufte Leichname, zerstörte Gesichter und Körper, niedergebrannte Dörfer. Für die damalige Zeit ein Schock. Weil die Realität dieser Photos nicht geleugnet werden konnte, sorgte der Band in dem aufgewühlten, zunehmend militaristischen Klima der Weimarer Republik für einen Eklat. Der Justiz boten jeweils einige Passagen des Textes die Gelegenheit, den Autor wieder und wieder zu verurteilen und ins

Gefängnis zu werfen.

Obwohl das Buch bis 1933 zehn Auflagen erlebte, angeblich fünfzigmal (?) übersetzt wurde, blieb ihm die eine Wirkung versagt: Zu helfen, den nächsten fürchterlichen Krieg zu verhindern. 2004 erschien bei DVA in München eine neue Auflage. Nun kam 2015 eine Neuauflage beim Ch. Links Verlag in Berlin, mit einer ausführlichen Einleitung des Historikers Gerd Krumeich heraus. Eine Gelegenheit, das Werk kennenzulernen.

Studien zu Bestsellern, bestverkauften Büchern gibt es in der Buchwissenschaft zuhauf. *Krieg dem Kriege* fand bisher keine Beachtung – immer noch ein heißes Eisen? Zeit, dass die genauen Umstände, die Geschichte des Werks erforscht und dokumentiert werden: Ablauf und Höhe der Auflagen, was wurde verkauft, Übersetzungen, Rezeption (vor allem in den Medien), Zensur, sowie das weitere Umfeld. Das wäre gerade in der heutigen Situation eine verdienstvolle Aufgabe.

Enzyklopädie des europäischen Ostens (WEEEO) im Wieser-Verlag

Im Wieser-Verlag, Klagenfurt/Celovec erscheint eine großangelegte *Enzyklopädie des europäischen Ostens*, mit Bänden, die ganz Europa umfassen. Bisher erschienen sind das *Lexikon der Sprachen des europäischen Ostens und Westens* in 3 Bänden, ein Band über die Slowakei, über Juden in Europa, Roma im Osten Europas, u.a. Dazu erscheint eine Handbibliothek mit Nachdrucken der Werke von Linhart und Safarik. Herausgegeben werden die Werke von Lojze Wieser und dem renommierten Historiker Wolfgang Geier (Alpen-Adria-Universität, Klagenfurt).

Austrian Studies News Magazine Spring 2015

Das neue Heft bringt zahlreiche Beiträge, so über die Ausstellung aus Beständen des Kunsthistorischen Museums in Minnesota. Nach Ausstellungen in den großen Städten der USA will das KHM diese Bilder nun auch in kleineren Städten der USA zeigen. Bemerkenswert auch ein Bericht über das „Vienna Project“ und ein Artikel von

Prof. Joseph F. Patrouch über Austrian Studies an der Hebrew University in Jerusalem.

Die „Bauchbinde“ als Werbemittel

Im neuen Heft *Aus dem Antiquariat* NF 13 (2015), Nr. 3/4, S.119–139, widmet Roland Jaeger dem bisher kaum beachteten Thema der „Bauchbinde“ einen Artikel mit vielen Illustrationen. Entstanden wohl um 1900, wurde die „Bauchbinde“ – ein Papierstreifen, mit einem Werbetext – vor allem bei Neuerscheinungen unten um den Umschlag herumgelegt.

Abgeschlossene Hochschulschriften

KURZ, Stephan: Gebundene Korrespondenzen. Gattungs- und Mediengeschichte von Briefromanen des 18. Jahrhunderts. Dissertation Univ. Wien 2014. (Inst. f. Germanistik, wiss. Betreuer Rohrwasser)

ROGGER, Manuela: Der Paul Zsolnay Verlag in Wien zwischen 1924 und 1945. Diss. Univ. Innsbruck 2010. (wiss. Betreuer Neuhaus)

VÖLKER, Daniela: Das Buch für die Massen. Taschenbücher und ihre Verlage: Geschichte, Programme, Entwicklung, Zukunft. Diss. Univ. Innsbruck 2012. (wiss. Betreuer Neuhaus)

MALLOTH, Judith: Zielgruppenorientierte Verbesserung der Kundenzufriedenheit im Buchhandel. Diplomarbeit Univ. Innsbruck 2014.

RÜHL, Sigrid: Buchhandel 2.0 – Einfluss und Wirkung von elektronischen Büchern auf den konventionellen Buchhandel. Masterarbeit Univ. Graz 2014.

Beiträger und Beiträgerinnen dieses Heftes

Mag. Dr. Evelyn Adunka: adunkacm@aon.at

Univ.-Prof. Dr. Franz M. Eybl: franz.eybl@univie.ac.at

Dr. Murray G. Hall: office@murrayhall.com

Mag. Dr. Christina Köstner-Pemsel: christina.koestner@univie.ac.at

Mag. Dr. Irene Nawrocka: Irene.Nawrocka@gmx.at

Mag. Dr. Christine Riccabona: Christine.Riccabona@uibk.ac.at

Dr. Friedrich Schembor: friedrich.schembor@chello.at

Lenka Veselá: veselal@lib.cas.cz